



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries
and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-
ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

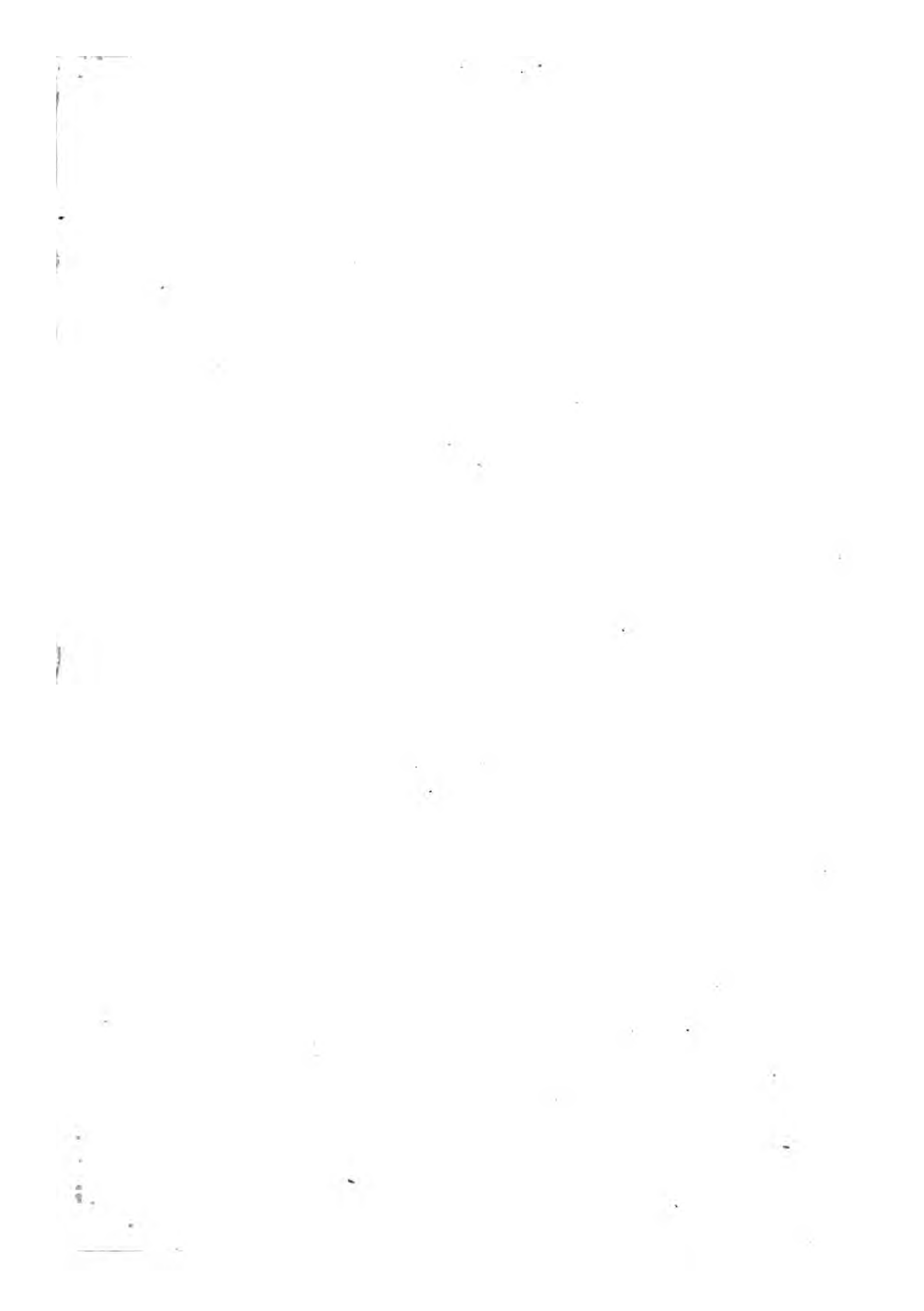


20491
e 542

ZC491 e. 542

12.038





Reiseeindrücke aus Spanien

im Winter 1871—72

von

C. E. Geppert,

Professor an der Universität Berlin.



Berlin.

F. Schneider & Comp.

Unter den Linden 21.

1873.

B. 166.

V. M.



V o r w o r t.

Als ich im Frühling d. J. aus Spanien zurückkam, wurde ich von Freunden und Bekannten vielfach aufgefordert, ihnen meine Erlebnisse mitzutheilen, wobei ich zu meiner Verwunderung bemerkte, daß ihnen beinahe Alles, was ich ihnen zu erzählen mußte, völlig neu war: so hatten sie sich Spanien nicht gedacht. Da aber nun jene Berichte ihrer Natur nach nur fragmentarisch sein konnten, so beschloß ich, aus meinen Briefen und Erinnerungen eine Schilderung der sozialen Zustände dieses merkwürdigen Landes zu entwerfen, die zugleich dazu dienen könnte, die Zeitungsberichte, die sich nur mit der Politik desselben beschäftigen, zu vervollständigen und zu erklären. Denn wenn wir z. B. erfahren, daß die Gläubiger der spanischen Staatskasse vor Kurzem nur mit genauer Noth dem Schicksal entgingen, einen Theil der stipulirten Zinsen einzubüßen und daß die Commune von Madrid seit zwei Jahren für eine An=

leihe überhaupt keine Zinsen mehr zahlt, so liegt der Verdacht nahe, daß dies, wenn es nicht sowohl Folge von Unvermögen als von Unredlichkeit ist, in der Verschlechterung des Volkscharacters seinen letzten Grund hat, und wenn man vor Kurzem in den Zeitungen las, daß der General Serrano seinen Feldzug gegen die Räuber und Diebe, die sich Carlisten nennen, damit eröffnete, daß er ihnen einen Generalpardon versprach, wenn sie die Waffen niederlegen wollten, so erkennt man leicht, daß dies nur bei sozialen Verhältnissen möglich ist, in denen sich die Begriffe von Ehrenhaftigkeit stark verschoben haben müssen. Dergleichen wird aber nur erklärlich, wenn man gesehen hat, wohin sich das spanische Volk, das durch die Pyrenäen von dem übrigen civilisirten Europa getrennt ist, in seiner Abgeschlossenheit hat verirren können.

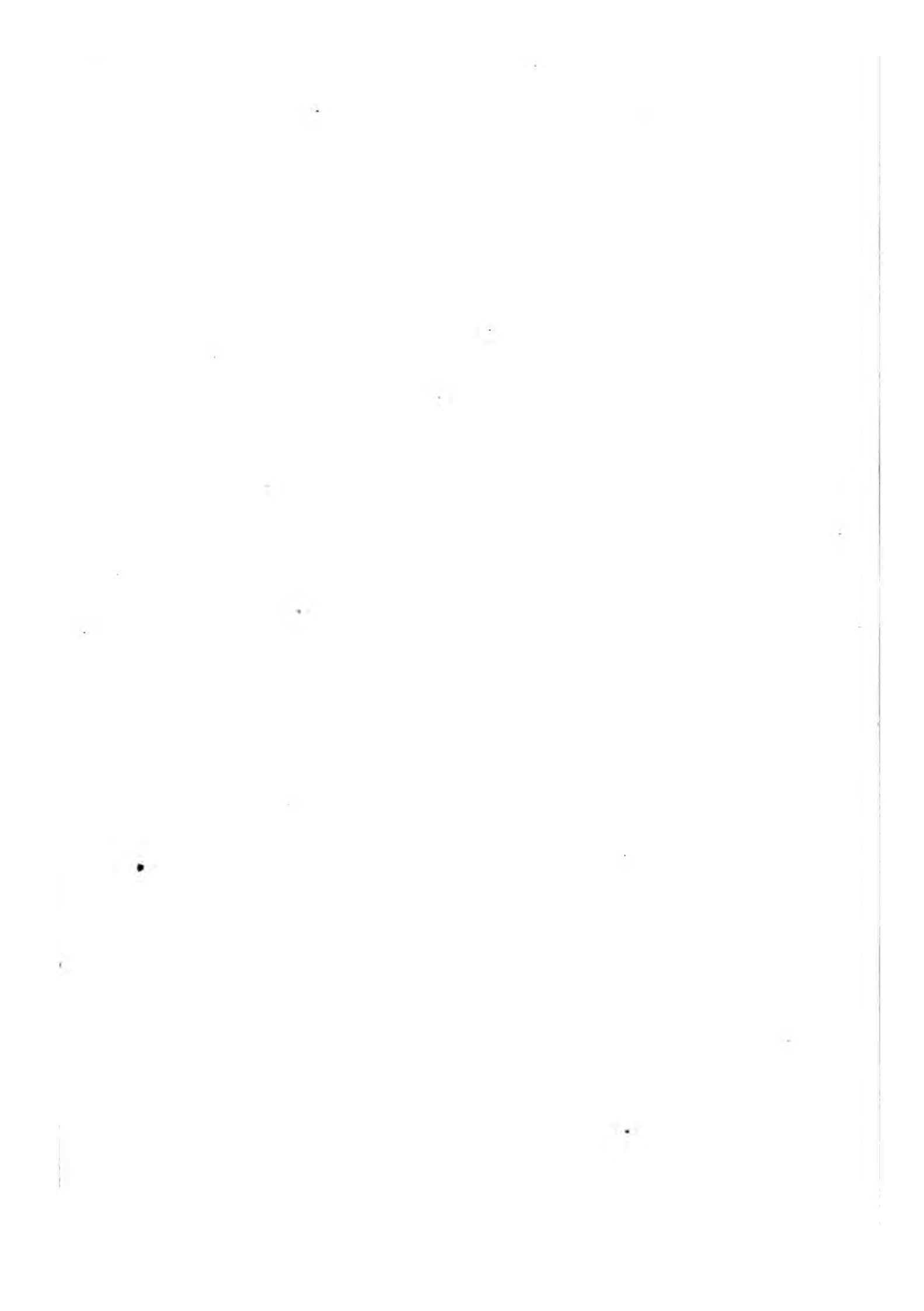
Ich habe es nun freilich nicht unternehmen können, von den sozialen Zuständen des Landes ein großes Gemälde im historischen Styl zu entwerfen: dazu reichten meine Mittel nicht aus. Ich habe nur ein Miniaturbild zeichnen können, wie es sich aus meinen persönlichen Erlebnissen bei einem sechsmonatlichen Aufenthalt von selbst ergab und da ich mich aufs Strengste auf diesen Kreis beschränkt habe, so wird man mir ver-

zeihen, wenn ich dabei etwas zu stark ins Detail gegangen sein sollte: ein selbsterlebtes Factum wiegt meines Erachtens einen ganzen Band von Reflexionen auf, mit denen uns andre Reisende, die Spanien besuchten, so freigebig beschenkt haben.

Somit erlaube ich mir, diese Schrift Allen zu empfehlen, denen es um eine unbefangene Auffassung des spanischen Landes und Volks zu thun ist. Sollte ich damit auch manche Illusion zerstört haben, so ist die dadurch gewonnene Wahrheit doch auch nicht zu unterschätzen.

Berlin, im December 1872.

C. C. Geppert.



Inhalt.

	Seite
I. Vorbereitungen zur Reise	1
II. Von Genua nach Barcelona	9
III. Barcelona und Madrid	14
IV. Der Escorial	44
V. Ein Stiergefecht in Madrid. Toledo	60
VI. Madrid im Winter 1871—72	76
VII. Der Escorial zum zweiten Mal. Sevilla	131
VIII. Granada. Cordova. Valencia	143
IX. Sagunt. Tarragona. Barcelona	155

I.

Vorbereitungen zur Reise.

Es war im Winter 1870 — 71, als ich den Entschluß faßte, eine Entdeckungsreise nach Spanien zu machen, denn so kann ich eine Expedition wohl nennen, die den Zweck hatte, der Philologie unbekannte Quellen für das Studium des klassischen Alterthums zu eröffnen. Unter allen Handschriften nämlich, die uns noch aus jener Zeit übrig geblieben sind, haben die spanischen am wenigsten Beachtung gefunden und während die Bibliotheken Italiens, Frankreichs, Deutschlands, Hollands und Englands der Critik ein zahlreiches Contingent von codices geliefert haben, findet man höchst selten, daß ein solcher aus dem Escorial oder aus der Nationalbibliothek zu Madrid zur Herausgabe eines klassischen Autors herangezogen ist. Der Grund davon mag allerdings wohl hauptsächlich darin liegen, daß es überhaupt nur wenig spanische Philologen gegeben hat, zumal solche, die den Werth ihrer Handschriften zu schätzen wußten und daß diese wenigen mit ihren Bestrebungen, dieselben der gelehrten Welt bekannt zu machen, so geringen Anklang und Unterstützung fanden, denn Friarte,

der einzige, der ein eingehendes Werk über die griechischen Handschriften der königlichen Bibliothek zu Madrid begann, behandelt in dem ersten Theil desselben nur die sogenannten *codices miscellanei*: der zweite Theil, der die Handschriften einzelner Autoren umfassen sollte, ist nicht mehr erschienen. Von diesen wie von denen der römischen Schriftsteller existirt nicht einmal ein gedruckter Catalog. Das übrige Europa erfuhr also nicht einmal, was dort vorhanden war, geschweige denn, welchen Werth die aufgehäuften Vorräthe haben mochten. Wenn aber Niemand besondrer Lust hegte, sich durch den Augenschein nähere Kenntniß davon zu verschaffen, so war ihm das nicht zu verdenken. Die Bibliotheken befanden sich bis vor Kurzem in den Händen einer eben so unwissenden als unredlichen Geistlichkeit. Der Zutritt war, zumal für Protestanten, schwer und wurde es ohne Zweifel noch mehr dadurch, daß die Custoden Niemand einen Einblick in Sammlungen gestatten wollten, von denen ein großer Theil durch sie veruntreut worden war.

Dies hatte sich nun geändert: seit der letzten Revolution, wo man in Spanien die Mönchsklöster aufgehoben hatte, waren sämtliche Bibliotheken derselben Staatseigenthum geworden und man hatte angefangen, ein Inventarium aufzunehmen und sich davon zu unterrichten, was von den früheren gedruckten und ungedruckten Bücherschätzen übrig geblieben war. Der Zutritt aber wurde jederman in gewissen Stunden gestattet und somit schien mir ein günstiger Zeitpunkt für mein Vorhaben eingetreten

zu sein, den ich bei den stets wechselnden Zuständen Spaniens zu benutzen eilte. Außerdem freilich konnte ich auch der Lust nicht widerstehn, „das schöne Land des Weins und der Gefänge“ kennen zu lernen, von dem uns deutsche Reisende so enthusiastische Schilderungen gemacht hatten, allerdings ohne in die sozialen Zustände tiefer einzudringen, denn ein Theil von ihnen verstand nicht einmal die Sprache des Landes und Andre hielten augenscheinlich einen so idealen Standpunkt fest, daß sie ihre Reisebeschreibungen eben so gut in der Heimath hätten schreiben können, ohne einen Fuß auf spanischen Boden zu setzen. Dadurch wurde das Verlangen in mir gesteigert, ein Land kennen zu lernen, über das man in Deutschland so wenig Authentisches wußte.

Unter solchen Umständen war es aber nicht leicht, sich in Berlin auf eine Reise nach Spanien vorzubereiten, über das weder Bäderer noch Berlepsch geschrieben haben, da sie bei den wenigen Deutschen, die sich dorthin verlieren, nur auf geringen Absatz ihrer Bücher rechnen durften: das englische Werk von Murray aber war mir zu umfangreich, um es in der Tasche mit mir zu führen: ich begnügte mich daher mit dem kleinen Buch von Germond de Lavigne, welches auch, da ich weder historische noch artistische Studien machen wollte, für meine Zwecke vollkommen ausreichte.

Die Sprache hatte ich zunächst nur aus der Grammatik und dem Lexicon kennen gelernt, wo sie mir, da sie dem Lateinischen in mancher Beziehung noch näher

steht als selbst das Italienische, nicht schwer vorkam: desto schwerer freilich, als ich den Versuch machte, sie zu sprechen. Die Aehnlichkeit mit dem Italienischen war so störend, daß ich unwillkürlich italienisch sprach, wenn ich spanisch zu sprechen glaubte, und dies ist eine Schwierigkeit, die ich selbst nach sechsmonatlichem Aufenthalt in Spanien nicht ganz überwunden habe, so daß ich mir wie ein Reisender vorkam, der aus der Fremde in seine Heimath zurückgekehrt ist, als ich in Mailand wieder im Theater eine italienische Komödie hörte.

Einen gebornen Spanier, der erst kurze Zeit aus seinem Vaterlande entfernt war, konnte ich zu meinen Conversationsstunden in Berlin nicht auffindig machen. Es gab deren überhaupt nicht viele bei uns und die wenigsten verstanden das Deutsche: auf der spanischen Gesandtschaft wurde nebenher nur noch französisch gesprochen, auch würde sich dort Niemand gefunden haben, um mir Unterricht zu ertheilen. Endlich gelang es mir, eines jungen Mexikaners habhaft zu werden, und als dieser Berlin verließ, eines Peruaners, von denen ich die Sprache erlernte. Der eine von ihnen war ein Zögling der Bauacademie, der andere studirte das Bergfach, und beide ließen es sich angelegen sein, mir das Italienische auszutreiben, doch ohne daß sie im Stande gewesen wären, mich vollständig ins Spanische einzuweihen, denn abgesehen davon, daß mir das Gurgeln der Kehllaute eben so wenig auf den ersten Anlauf gelingen wollte, wie das Wispeln der Zischlaute, so gab es immer noch eine Anzahl

von Ausdrücken und Wendungen, die man in Amerika nicht kannte, und hier half mir der spanische Gesandte, Don Rascon, mit großer Bereitwilligkeit aus, indem er mir dieselben ins Französische übersetzte.

Begreiflicher Weise war es mir zunächst hauptsächlich um die Erlernung der Conversationsprache zu thun und ich wählte zu meiner Lectüre am liebsten Komödien, aber hier ergab sich eine neue Schwierigkeit. Die älteren Stücke dieser Art sind sämmtlich in Versen geschrieben und konnten mich in meinem Vorhaben nicht fördern: an den neueren aber war in Berlin großer Mangel. Ich habe in sämmtlichen Buchläden nur drei auffinden können und selbst Don Rascon, der eine reiche Bibliothek besaß, konnte mir nur noch drei andre suppeditiren, womit ich aus Ende meiner Nachforschungen gelangt war. Ganz besonders aber interessirte mich eine Uebersetzung des Hamlet von Moratin, um so mehr, als das englische Original auf der linken Seite stand, während der spanische Text auf der rechten abgedruckt war, so daß ich Beides Wort für Wort vergleichen konnte, doch mußte ich mich auf das Evidenteste davon überzeugen, daß es unmöglich war, den Shakespeare in eine romanische Sprache zu übersetzen. Freilich meinte ein junger Attaché von der spanischen Gesandtschaft, mit dem ich darüber sprach, daß Moratin den Shakespeare noch bedeutend verbessert hätte.

Da es mir so wenig gelungen war, auf diesem Wege in die Sprache des gewöhnlichen Lebens einzudringen, so versuchte ich es, mir eine spanische Zeitung zu verschaffen,

doch hier stieß ich auf noch größere Schwierigkeiten. Weder bei Steheln noch bei Spargnapani waren dergleichen zu finden: auch glaube ich nicht, daß sie in den sonstigen Lesecabinetten Berlins gehalten werden. Endlich gelang es mir, durch die Gefälligkeit eines befreundeten Privatmanns einige Nummern von einem Journal aus Malaga zu erhalten, die freilich schon alt waren, in denen ich aber eine lebhafteste Schilderung von der Zerstörung der Vendome-Säule zu Paris fand, die mich interessirte und die wahrscheinlich aus dem Französischen übersezt war.

Aus Alledem hatte ich freilich über den Nationalcharacter der Spanier nichts erfahren, doch stimmten meine beiden Sprachlehrer, die sonst nicht besonders auf die Erbfeinde von Mexico und Peru zu sprechen waren, darin überein, daß sie überaus höflich gegen Fremde wären und noch eine wahrhaft patriarchalische Gastfreundschaft übten. Nachdem ich daher noch mit Hülfe meines Banquiers die letzte Schwierigkeit überwunden und mir durch die Vermittelung der Discontogesellschaft einen Creditbrief für Madrid verschafft hatte, verließ ich mit dem günstigsten Vorurtheil für Spanien und seine Bewohner Berlin zu Anfang August.

Diesen Monat verbrachte ich, da es noch sehr warm war, in der Schweiz und stellte mich dann zum ersten September, wo, wie ich wußte, ein großes Dampfschiff von Genua nach Buenos Ayres abging, daselbst ein, um auf demselben nach Barcelona zu fahren, denn die kleineren italienischen Boote gehn nur bis Nizza oder höchstens bis

Marseille und sind wegen ihrer schlechten Einrichtung verurufen: auch gewähren sie selbst bei geringer Bewegung des Wassers kaum einen Schutz gegen die Seefrankheit. Zu Lande aber wollte ich den Weg nicht machen, da die politischen Verhältnisse zwischen Deutschland und Frankreich damals noch sehr gespannt waren und ich fürchtete, mich einer feindseligen Begegnung auszusetzen. Dies freilich, wie ich glaube, mit Unrecht, denn als ich im Frühjahr 1872 aus Spanien über Perpignan, Nîmes, Arles, Marseille und Nizza zurückkehrte und acht Tage lang in Frankreich verweilte, habe ich trotz meines Deutschthums kein verlegendes Wort zu hören bekommen: es war in der That, als ob die Franzosen sich verabredet hätten, gar nicht von der Politik zu sprechen, und ich glaube nicht, daß sich ihre Stimmung in den sechs Monaten, während ich in Spanien war, so sehr abgefühlt hat. Auch bestätigten mir andre Deutsche, die, nachdem sie den Krieg mitgemacht hatten, kurz nach dem Friedensschluß nach Spanien zurückgekehrt waren, daß man sie nirgends behelligt hatte. Ein andrer Grund aber, der mich zur Seereise bestimmte, war die Hitze, die ich in Genua auszustehn hatte, trotz dem, daß dieselbe, wie man mir sagte, bereits im Abnehmen war, und in dieser Hinsicht kann ich mir wegen meines Entschlusses nur Glück wünschen. Eine Fahrt mit der Eisenbahn wäre um diese Jahreszeit ebenso beschwerlich gewesen, wie die mit dem Dampfboot angenehm, ja genüßreich war.

In Genua wohnte ich im Hotel Feder, das mit allem

erforderlichen Comfort ausgestattet ist und ein Conversationszimmer hat, in dem Journale aus allen europäischen Ländern ausgelegt sind, merkwürdiger Weise aber keine spanischen, was ich dem Umstande zuschrieb, daß die Spanier wahrscheinlich wenig reisten, woher man bei der geringen Frequenz es nicht für nöthig erachtet hätte, ihnen directe Nachrichten aus ihrem Vaterlande zukommen zu lassen. Gleichwohl kam mir die Sache sonderbar vor. Noch mehr setzte es mich freilich in Erstaunen, als ich bei einem der ersten italienischen Banquiers, Parodi & Sohn, nicht im Stande war, eine Rate meines Creditbriefs in spanischer Münze zu erheben. Man versicherte mir, daß ich über alle andern Zahlungsmittel der Welt disponiren könnte, nur nicht über spanisches Geld, was man grundsätzlich nicht führte. Somit schien ich mir denn in Genua dem räthselhaften Lande nicht näher gerückt zu sein, als in Berlin. Bevor ich indessen den Italo-Platense bestieg, hatte ich noch eine doppelte Abgabe zu entrichten. Bei der Lösung meines Billets wurde ich nämlich auf dem Bureau gefragt, ob ich einen Paß hätte. Dies war allerdings der Fall, ich begriff aber nicht, was eine italienische Behörde damit zu thun hatte, da der italienische Gesandte in Berlin ebensovienig wie der spanische seine Visa ertheilte. Man eröffnete mir aber, daß ich bei Ablieferung desselben an das Bureau der Dampfschiffahrtsgesellschaft 2½ Frank zu zahlen und den Paß persönlich von dem Polizeibureau abzuholen hätte. Hier, wo gewiß Niemand eine Sylbe von dem deutschgeschriebnen Document verstand, wurde er mit

einem Stempel versehen, für den ich noch 6 Fr. zu zahlen hatte, und jetzt erst konnte ich an Bord gehn. Auf meine Erkundigung erfuhr ich später, daß diese Steuer zur Zeit der französischen Commune eingeführt war, um verdächtigen Personen das Entkommen zur See zu erschweren. Die Commune war man nun freilich längst los geworden, aber die Steuer war geblieben.

II.

Von Genua nach Barcelona.

Der Italo-Platense ist ein vortreffliches, mit allem Comfort versehenes Dampfboot. Die erste Klasse von Passagieren hat zwei elegante Salons zu ihrer Verfügung, in deren einem zur Unterhaltung der Reisenden ein Pianino steht, und, wenn das Schiff nicht überfüllt ist, für jederman eine besondrer Cabine, die zweite hat einen dürftig meublirten Salon und Schlafstellen zu 4 bis 6 Personen, übrigens dieselbe Verpflegung wie die erste, nur mit dem Unterschied, daß sie bei Tische kein Eis zum Wein erhält, womit man bei uns sehr verschwenderisch umging, denn die Schiffsvorräthe waren sämmtlich noch unberührt und wir schöpften wie reiche Leute aus dem Vollen: im Verlauf der Reise pflegt sich dies zu ändern und bei der Ankunft in Buenos Ayres haben die Passagiere, wenn sich die Fahrt über Erwarten ausgedehnt hat,

öfters Mangel gelitten. Die große Mehrzahl derselben, über 200, die der dritten Klasse angehörten, waren auf das Vorderdeck des Schiffes verwiesen. Wie es dort ausgesehen haben mag, weiß ich nicht zu sagen: auf dem Hinterdeck herrschte eine für ein italienisches Boot unerhörte Reinlichkeit. Wir erhielten nicht nur unsre Stiefeln an jedem Morgen gepuht, sondern fanden sogar in unsrer Cabine ein Stück Seife vor, was überall die gerechteste Bewunderung erregte.

Bevor wir den Hafen verließen, erschien zunächst die Sanitäts- dann die Ortspolizei und jede nahm für sich eine Verlesung sämtlicher Passagiere vor, die einzeln vortreten und sich präsentiren mußten, was etwa drei Stunden in Anspruch nahm. Dann setzten wir uns gegen 6 Uhr Abends zu Tisch und steuerten ins Meer hinaus.

Die Gesellschaft bestand zum größten Theil aus Italienern. In ihr befanden sich nur drei Deutsche: eine junge Frau aus Pest, die sich mit dem Kapellmeister eines englischen Regiments in Gibraltar verheirathet und ihre Eltern in Ungarn besucht hatte, der Schiffsecretär, ein geborner Oesterreicher, und ich. Es gab auch noch, wie man mir sagte, unter dem Schiffsvolk mehrere Deutsche aus Oesterreich, die aber ihre Muttersprache vollkommen vergessen hatten. Außerdem hatten wir noch eine portugiesische Familie und zwei Spanier an Bord, die aber eine jede Gemeinschaft mit einander vermieden, ja die Portugiesen behandelten die beiden Spanier mit ent-

schiebner Nichtachtung und ignorirten sie vollständig, was ich ihnen, wennschon es ursprünglich gewiß in der tief eingewurzelten Antipathie dieser feindlichen Bruderstämme seinen Grund hatte, in Bezug auf die Individuen nicht übel nehmen konnte. Der eine von den Spaniern war nämlich ein alter Jude aus Cadix, der sich einbildete, alle europäischen Sprachen inne zu haben, während selbst sein Spanisch höchst mangelhaft war, der andre ein Marineoffizier, dem wir es nicht begreiflich machen konnten, daß der Kaiser von Oesterreich zugleich König von Ungarn wäre: nach seiner Meinung standen diese beiden Reiche in demselben Verhältniß zu einander wie etwa Arragonien und Castilien. Ich versuchte es ihm die Sache zu verdeutlichen, indem ich ihn auf das vereinigte Königreich von Norwegen und Schweden verwies, aber dies lag offenbar außer den Grenzen seiner geographischen Kenntniß. Damals wunderte ich mich noch über diesen Mangel an Schulbildung bei den Spaniern: später wunderte ich mich nur noch über das Gegentheil. So unterhielt ich mich z. B. auf dem Generalife in Granada mit einem Spanier über die Schönheit der dortigen Landschaft und äußerte, sie käme mir vor wie eine spanische Schweiz. Er fragte, was ich damit meinte und als ich erwiderte, die Schweiz hätte ebenso ihre Schneeberge neben den grünen Matten wie Granada, fragte er, ob sie etwa bei Holland läge, denn dies war offenbar das nördlichste Land, das er kannte und im Stillen mochte er es an den Nordpol versetzen. Als ich dies verneinte, fragte er weiter, wie die

Hauptstadt der Schweiz hieße, aber weder Genf, noch Basel oder Bern waren ihm jemals vorgekommen.

Die Fahrt war übrigens unbeschreiblich schön: die See war sanft bewegt und die Luft selbst nach Sonnenuntergang noch so warm, daß ich mich nur mit Mühe dazu entschließen konnte, mich gegen Mitternacht in meine Cabine zurückzuziehen. Wie gerne hätte ich die Nacht schlafend auf dem Deck verbracht, wenn die Schiffsordnung es gestattet hätte!

Als ich am andern Morgen um 7 Uhr wieder zum Vorschein kam, fuhren wir schon bei Toulon vorüber und verloren auch die französische Küste nicht aus dem Auge, bis wir gegen Mittag vor Marseille landeten. Hier blieben wir nun zwei volle Tage liegen, während uns der Anblick der Stadt mit ihren ausgebrannten Kreidesellen bei der Hitze, die sich beim Stillliegen des Schiffes noch beträchtlich vermehrte, die Lust benahm, vor Sonnenuntergang ans Land zu gehn. Die nächste Nacht aber war sehr unruhig, denn man benutzte sie dazu, um neue Waaren einzuladen, wobei an Einschlafen nicht zu denken war. Der folgende Tag war ein Sonntag und diesen wandte ich dazu an, um die Stadt kennen zu lernen. Marseille rühmt sich, die zweite Stadt Frankreichs zu sein. Sie hat eine Hauptstraße mit sechsstöckigen Häusern, ganz regelmäßig nach dem Vorbilde der rue Rivoli in Paris gebaut, Promenaden, die freilich nur schwach an die dortigen Boulevards erinnern, für welche indessen 16 Blumenverkäuferinnen, die in kleinen Kiosks sitzen

und von einem Wald von Blumen umgeben sind, eine eigenthümliche Zierde bilden, sogar einen Triumphbogen und einige sehr elegante Cafés, aber weiter auch nichts, was an Paris erinnert. Nîmes hat auf mich einen imposanteren Eindruck gemacht und trägt einen majestätischeren Character. Doch verleugnete sich auch hier nicht die französische Individualität. Unter der Volksmenge, die sich am Sonntag Morgen in der Nähe des Hafens herumtrieb, machten sich die Verkäufer bemerklich, die stets einen großen Kreis von Menschen um sich versammelten, denen sie ihre werthlosen Waaren anpriesen. Es waren lauter geborne Kammerredner und einer von ihnen hielt eine halbstündige Rede, nur um ein Päckchen Schwefelhölzer an den Mann zu bringen. Im Uebrigen blieb ich bei dem wiederholten Besuch der Stadt als Ausländer von allen Umständlichkeiten unbehelligt: man fragte nicht einmal nach dem Paß, den der französische Gesandte gegen Erlegung von 10 Frs. in Berlin visirt hatte, während ich allerdings auf der Rückreise die französische Grenze in der Nähe von Perpignan nicht überschreiten durfte, ohne ihn vorzuzeigen. Hierauf folgte ein heißer Tag, den wir aus unbekannten Gründen noch vor Marseille liegen blieben, eine herrliche Mondnacht, in der wir an der französischen Küste entlang fuhren: am nächsten Morgen lag Catalonien vor uns und um Mittag warfen wir Anker vor Barcelona.

III.

Barcelona und Madrid.

Da unser Dampfer in beträchtlicher Entfernung vom Ufer Station gemacht hatte, so wurde ich in einer Gondel nach dem Zollamt übergesetzt: mein Gepäck folgte mir auf einem andern Rahn. Dann machten sich einige sehr verdächtig aussehende Individuen darüber her, meinen Koffer zu durchsuchen, was gefährlicher war, als ich dachte und für mich nur deshalb so gut ablief, weil ich nur ein Stück hatte, das unter meinen Augen visitirt wurde. Ein Geschäftsreisender aus Wien, den ich später an der table d'hôte zu Barcelona kennen lernte, klagte mir, daß er bei dieser Gelegenheit von den Zollbeamten bestohlen war. Sie hatten ihn nämlich unter dem Vorwande, ihn rasch zu expediren, dazu veranlaßt, mehrere Koffer auf einmal zu öffnen und dann, während er sein Augenmerk nur auf einen richtete, die andern so gründlich visitirt, daß er, im Gasthof angekommen, bedeutende Werthsachen darin vermißte.

Nachdem dies Geschäft beendet war, fuhr ein Wagen mit einem elenden Pferde und zerbrochenen Fensterscheiben vor, um mich nach der fonda de las cuatro naciones zu bringen. Außer mir bestiegen ihn noch zwei Italienerinnen, die ihn aber unterwegs verließen, um in einem näher gelegenen Gasthof ein Unterkommen zu suchen: ich fuhr etwa zehn Minuten, und als ich am Ziel angekom-

men war, verlangte der Kutscher nicht weniger als 6 Fr. Ich rief den Kellner und fragte, ob hier keine Taxe existirte: er zuckte mit den Achseln und meinte, der Kutscher könnte für seinen Wagen verlangen, was er wollte. Später gestand er mir, daß ich mindestens drei Mal so viel bezahlt hätte, als ich schuldig gewesen wäre, aber er hätte es mir nicht sagen können, da er sich sonst den Kutscher zum Feinde gemacht hätte, worauf ihm dieser unfehlbar die Fremden, die seinen Gasthof aufsuchen wollten, abspenstig gemacht haben würde. „Eine Hand wäscht die andre.“

Das Zimmer, in dem wir diese Unterhaltung führten, war sehr ungemüthlich. Es hatte allerdings den in der Hitze nicht zu unterschätzenden Vortheil der Dunkelheit, war aber eng und sehr dürftig meublirt. Außer einem kolossalen Bett, das beinah den ganzen Raum ausfüllte, befand sich nur noch ein Tisch und ein paar Stühle darin nebst einem Kiechel, an dem ich meine Kleider aufhängen konnte: ich hatte kaum so viel Raum, um meinen Koffer zu öffnen.

Hier behagte es mir begreiflicher Weise sehr wenig und ich beeilte mich, wieder ins Freie zu kommen, um den glänzendsten Theil von Barcelona, die Rambla, an der mein Gasthof lag, in Augenschein zu nehmen. Kaum war ich aber aus der Thür getreten, als ich mich von einer Schaar von Bettlern umgeben sah, die auf mich gewartet zu haben schienen, und diese sind denn auch später beinah in allen Städten Spaniens mein Gefolge

geblieben, denn sie heften sich wie die Harpyien an die Sohlen eines jeden Fremden, der nichts Uebleres thun kann, als wenn er ihre ungestümen Forderungen befriedigt: dann verdoppelt und verdreifacht sich ihre Zahl. Die einzige Möglichkeit, sich ihrer zu erwehren, ist die, daß man sie vollständig ignorirt: so machen es die Spanier, denn ich habe nie gesehen, daß diese auf der Straße ein Almosen gaben. Freilich hält es schwer sich daran zu gewöhnen, zumal da sich unter ihnen so viele Kranke und Gebrechliche, namentlich sehr viel Blinde, befinden, aber wenn man sieht, daß namentlich in kleinen Städten und auf dem Lande die Kinder, selbst von verhältnißmäßig wohlhabenden Leuten, zum Betteln abgerichtet werden und die Fremden schaarenweise belagern, um, wie sie sagen, nur einen ochavo (etwa einen Pfennig) zu erhalten, so erkennt man leicht, daß an dieser Stelle einer der Krebschäden zu Tage tritt, an denen das soziale Leben der Nation zu Grunde geht, denn die Behörden, weit entfernt davon, der Bettelei Einhalt zu thun, behandeln sie vielmehr als ein freies Gewerbe, von dem sie eine Steuer erheben. In Granada verfolgte mich ein altes Weib straßenweit bis an die Thür meines Gasthofs, indem sie wiederholt auf ein Schild zeigte, das sie auf der Brust trug, auf dem das Wort mendigo stand, und nicht müde wurde, mir zuzurufen, daß ich verpflichtet wäre, ihr einen ochavo zu geben. Als ich mich später nach dem Zusammenhang erkundigte, erfuhr ich, daß sie für dies Schild, das sie von der Communalbehörde

erhalten hatte, eine Abgabe zu zahlen hatte, da sie hierdurch der öffentlichen Wohlthätigkeit amtlich empfohlen wurde. Ich zweifle sehr, ob sie dadurch viel erreicht hat: wenigstens giebt es in Spanien so viel unprivilegirte Bettler, daß man die privilegirten kaum bemerkt; sie nehmen aber mit der Kleinheit des Ortes zu: in Madrid wird man von ihnen noch am wenigsten behelligt, wenigstens nicht in den Hauptstraßen, in Cordova fallen sie einem schon sehr lästig und in Toledo werden sie unerträglich.

Unter dieser Begleitung besah ich mir die Rambla, die Hauptstraße von Barcelona, die mit einer Allee von Ahornbäumen geziert ist und daher öfters mit den Linden in Berlin verglichen wird. Allerdings hat sie nicht die glänzenden Gebäude der deutschen Hauptstadt und mündet weder auf einen Platz, der unserm Lustgarten verglichen werden könnte, noch beginnt sie von einem Thor, wie dem Brandenburger, aber sie gewährt dafür auf jener Seite den Blick auf die Berge und erstreckt sich auf dieser bis ans Meer, was begreiflicher Weise einen großartigeren Eindruck macht, der das Herz erweitert. Im Uebrigen erkennt man in der Bauart von Barcelona nicht den Einfluß, den Paris auf das ganze nördliche Spanien ausgeübt hat: der größte Platz der Stadt ist offenbar eine Nachahmung des Palais royal. Die Bevölkerung aber charakterisirt sich sogleich als eine echt spanische durch ihren leidenschaftlichen Hang zum Spazierengehn in den Straßen. Die Rambla war trotz der großen Hitze mit Müßiggängern

angefüllt und während drei Mann damit beschäftigt waren, das Pflaster an einer schadhafte Stelle auszubessern, standen wenigstens dreißig im Kreise umher, um ihnen zuzusehn. Freilich mischten sich unter diese scheinbar harmlosen Leute auch noch andre Elemente, denn einige Fremde, die es gut mit mir meinten, ermahnten mich, meine goldene Uhrkette nicht zur Schau zu tragen und ich habe es später bereuen müssen, daß ich ihrem Rath nicht Folge leistete.

Bei Tische saß ich neben einem Franzosen, mit dem ich mich sehr gut unterhielt, da der Uebermuth, mit dem sich diese Nation sonst im Auslande zu benehmen pflegte, als sie noch an der Spitze der Civilisation zu stehn behauptete, durch die Ereignisse des letzten Krieges sehr gedämpft war, wie sie denn seitdem überall in Spanien eine sehr reservirte Stellung eingenommen hat: als er indessen erfuhr, daß ich ein Deutscher war, wurde er einsylbig und ein Spanier, der auf der andern Seite saß, nahm die Unterhaltung mit großer Lebhaftigkeit auf. Nach Tische führte er mich in das eleganteste Caffeehaus von Barcelona, das unserm Gasthof gegenüber lag und nur mit denen von Marseille verglichen werden kann, denn in Spanien existirt, wie ich glaube, kein ähnliches, plauderte noch eine Weile mit mir und entfernte sich dann mit der Bemerkung, daß unser Caffee schon bezahlt wäre. Ich bot ihm, um nicht als sein Schuldner von ihm zu scheiden, eine echte Havannacigarre an, die ich noch aus Berlin mitgebracht hatte und die ihm willkommen zu sein schien, da man sonst

in Spanien nur Cigaretten von sehr geringem Werth zu rauchen pflegt. Ich hätte aber in der Erwiderung seiner Freigebigkeit nicht so scrupulös zu sein brauchen: ich fand späterhin oft genug Gelegenheit, seinen Landsleuten dieselbe zu vergelten, denn die Spanier sind mindestens eben so oft bereit, die Generosität Anderer in Anspruch zu nehmen, als sie die ihrige gewähren. Es ist nämlich durchaus Sitte, daß für mehrere Personen, die dasselbe genießen, nur einer bezahlt. Wenn daher ein Spanier für einen Andern die Beche mitbezahlt hat, so genirt er sich durchaus nicht, gelegentlich dieselbe Gefälligkeit für sich und ein halbes Dutzend Freunde in seinem Gefolge in Anspruch zu nehmen, indem er sich ohne Weiteres an den Tisch des von ihm Freigehaltenen setzt, denn dadurch wird jener genöthigt, die ganze Gesellschaft auf sein Conto zu nehmen. Ja es bedarf selbst keiner Präcedenzen dieser Art, um sie zu einem solchen Verfahren zu veranlassen. Als ich das Generalife in Granada besuchte, schloß ich mich einer Gesellschaft von zwei Spaniern mit ihren Damen an: wir gebrauchten etwa eine Stunde, um uns herumführen zu lassen. Bei dem Herausgehn nahmen jene den Vortritt und gaben mir durch einen sehr verständlichen Rückblick zu verstehen, daß ich für uns Alle die Pförtnerin, die uns das Etablissement gezeigt hatte, zu belohnen hätte. Im Escorial ließ ich mir die unterirdische Kapelle aufschließen, in der die Särge der spanischen Könige von Karl V. an bis auf die neueste Zeit mit denen ihrer Gemahlinnen aufgestellt sind: der Ort mußte daher erst erleuchtet werden, ehe der

Küster seine Erklärung der einzelnen Inschriften und sonstigen Merkwürdigkeiten beginnen konnte. Kaum war dies geschehn, als sich eine Gesellschaft von einem Duzend Personen einfand, die den ganzen Cursus mit durchmachte und sich dann vor mir entfernte, indem sie es mir überließ, unsern Cicerone zu salariren. Dergleichen Beispiele ließen sich noch viele anführen.

Mein französischer Tischnachbar hatte mir den wohlwollenden Rath gegeben, bei der Einwechselung des spanischen Geldes, dessen ich jetzt dringend bedurfte, auf meiner Huth zu sein, da ich sonst leicht mit falscher Münze betrogen werden könnte, aber wie sollte ich das machen, da ich kaum das echte kannte? Ich begab mich daher zu dem deutschen Consul, der die Güte hatte, mir einen seiner Commis, einen auffallend schönen jungen Mann mit orientalischem Gesichtsausdruck und schwachtenden Augen, die an maurische Abkunft erinnerten, mit auf den Weg zum Wechsel zu geben: dort prüfte er jedes Goldstück, das ich erhielt, aufs Gewissenhafteste und hat mir damit einen Dienst erwiesen, dessen Größe ich erst späterhin gewahr wurde. Der ärgste Uebelstand im ganzen sozialen und commerziellen Verkehr der Spanier ist nämlich die Menge von falscher Münze, die dort coursirt und von Jahr zu Jahr zunimmt, so daß man sogar die Regierung in den Verdacht der Falschmünzerei gebracht hat: wenigstens scheint man bei den Staatskassen in der Ausgabe derselben nicht scrupulöser zu sein als im Privatleben. Wie die Dinge jetzt stehn, sieht sich jeder mann dazu genöthigt, eine Münze, die ihm zur Annahme

präsentirt wird, auf den Tisch zu werfen, um am Klange zu unterscheiden, ob sie echt ist. Dies gilt, so viel ich aus eigener Erfahrung weiß, von allen Geldstücken bis zum Werth von zwei Realen (4 Gr.) hinab, am meisten vom Golde, von dem eine unglaubliche Menge im täglichen Gebrauch ist. Papiergeld hat man dagegen, was noch ein Glück ist, im täglichen Verkehr äußerst selten und ich habe während meines sechsmonatlichen Aufenthalts in Spanien keins zu sehn bekommen, doch hörte ich von einem deutschen Uhrmacher in Madrid, daß er bei dem Verkauf einer silbernen Uhr zu 10 Duros eine Banknote über 25 in Zahlung genommen und 15 herausgegeben hatte. Da sich erwies, daß diese falsch war, so hatte er nicht nur seine Uhr verloren, sondern noch 15 Duros zugegeben. Hegt nun aber der Empfänger einer Münze noch einen Argwohn, ob ihn sein Gehör nicht getäuscht hat, so fragt er etwas von der Oberfläche ab, um zu sehn, ob er nicht plattirtes Kupfer vor sich hat und tastirt nicht etwa das als falsch erfundene Geldstück, wie in meiner Vaterstadt Stettin dereinst die vortreffliche Sitte herrschte, daß es ohne Weiteres auf den Ladentisch festgenagelt wurde, sondern er giebt es einfach zurück und überläßt es dem Besitzer, jemand Anders damit anzuführen, denn ein Betrug dieser Art hat für die Spanier durchaus nichts Ehrenrühriges. In Madrid war ich Zeuge, daß der Wirth in einem Privathause, wo sich ein Landsmann von mir in Kost und Pflege gegeben hatte, diesem bei Bezahlung der Rechnung ein Goldstück im Werth von 100 Realen zurückgeben wollte, weil es falsch

war. Er erhielt statt dessen den Rath, er möchte doch vorher den Versuch machen, es auszugeben: wenn er das nicht könnte, so würde es zurückgenommen werden. Der Spanier fand das ganz in der Ordnung und versprach es zu thun. Dies kommt uns Deutschen, die wir an Treue und Redlichkeit im commerziellen Verkehr gewöhnt sind, sonderbar vor, aber in Spanien gewinnt ein Betrug dieser Art den Character erlaubter Selbsthülfe, denn bei der Menge falschen Geldes, die dort im Umlauf ist und die wie der schwarze Peter von einem dem andern in die Hand gespielt wird, würde derjenige, der nicht selbst betrügen wollte, das Opfer von zahllosen Betrügereien Anderer werden. Welchen Einfluß aber dies ganze Verfahren auf die öffentliche Moral hat, kann man sich, ohne es gesehen zu haben, nicht vorstellen: es giebt nach meiner Ueberzeugung nichts, was den ohnehin nicht sehr tactfesten Volkscharacter der Spanier stärker depravirt hat, als dieser stete Verkehr mit falschem Gelde. Er untergräbt das öffentliche Vertrauen und verbreitet ein Gefühl von Unsicherheit, in dem das größte Mißtrauen als eine gebotene Vorsicht, ja geradezu als eine Tugend gepriesen wird.

Da die einzige Bibliothek, die mich in Barcelona interessiren konnte, geschlossen war, so reiste ich nach einem Aufenthalt von anderthalb Tagen wieder ab, was mir wesentlich dadurch erleichtert wurde, daß in der Nacht vor meinem Aufbruch ein starkes Gewitter die Luft abkühlte. Dies war zugleich das Zeichen für eine gänzliche Aenderung der Temperatur, denn von diesem Tage an

begann für Spanien die Regenzeit, die auch den ganzen Winter über anhielt: ich habe an keinem Ort so viel Regen erlebt, als in den Wintermonaten, die ich in Madrid verbrachte.

Meine erste Tagereise führte mich auf der Eisenbahn nach Saragossa: ich nahm meiner Gewohnheit gemäß ein Billet für die zweite Klasse und habe, wie ich später bemerkte, hieran am besten gethan. Die Sitzplätze derselben sind nämlich mit schwarzem Leder überzogen und verhältnißmäßig sauber: wenigstens sieht man auf ihnen den Schmutz nicht so deutlich: die der ersten Klasse haben schlechte und harte Polster, die mit hellgrauer Leinwand überzogen sind, welche äußerst unsauber ist, denn da diese Wagenklasse vorzugsweise bei Nachtreisen zum Schlafen gebraucht wird, so hält die Farbe der Ueberzüge nicht lange Stand. Bei Tage wird sie allerdings vorzugsweise von Fremden, namentlich von Engländern benutzt, die ich regelmäßig darin anwesend fand und jedenfalls lieber zu Reisegefährten hatte als die Spanier, denn diese benahmen sich stets mit der ihnen eignen Ungenirtheit. Sie streckten ihre schmutzigen Füße auch in Damengesellschaft auf die entgegenstehenden Sitze aus und schmauchten ihre Papiercigarren, indem sie den Rauch herunterschluckten, ihn dann aus dem Magen wieder hervorstießen und durch Mund oder Nase von sich gaben: wenn sie aber trinken wollten, so legten sie sich hinten über und gossen oder sprützten sich den Wein, ohne das Gefäß mit den Lippen zu berühren, in den Schlund.

In der Nähe von Barcelona war der Weg unterhaltend und anmuthig. Pinien, Oelbäume und Weinberge wechselten mit einander ab, bis wir in die Berge kamen, wo es sogar romantisch wurde. Dann geriethen wir aber in eine große Ebne, die dadurch noch eintöniger wurde, daß ein starker Landregen herabströmte, der uns, da er die Eisenbahn auf weite Strecken hin überschwemmte, sehr langsam zu fahren nöthigte. Die einzige Abwechslung auf dieser Fahrt war ein Kerl, der sich auf einer unsrer Stationen aufgestellt hatte, um uns im Vorübergehn mit einem selbstverfertigten Liede anzuplärren, das er zur Guitarre sang, während ihm ein Weib einen Regenschirm überhielt. Die Guitarre nämlich, die sich in Deutschland nur noch in der Hand der Barbieri befindet, vertritt in Spanien, wo sie das Lieblingsinstrument des Volks geblieben ist, unter Anderm auch die Stelle unseres Leierkastens und wird von allen Bettlern gehandhabt. In Madrid stehn am Eingang zum Prado Jahr aus Jahr ein drei Blinde, die die Guitarre schlagen und dazu singen: diese Art von Musik ist aber sehr eigenthümlich. Die Guitarre wird nämlich in Spanien nicht wie bei uns gespielt, sondern es werden einige dissonirende Accorde darauf angeschlagen, auch ist das, was dazu gesungen wird, kein eigentliches Lied, sondern häufig nur eine oft wiederholte Cadenz. Den sonderbarsten Gebrauch der Guitarre aber, der sich aus dieser Behandlung des Instruments entwickelt hat, lernte ich in Granada kennen. Dort veranstalteten nämlich die Studenten zur Nachfeier des Carnevals eine

Prozession, die von sechs Flötenspielern eröffnet wurde, welche einen Marsch bliesen. Ihnen folgten zwei Studenten mit Tambourins und nicht weniger als zwanzig mit Guitarren, in welche sie tactmäßig hineinschlugen. Diese sollten offenbar die Stelle der Trommeln vertreten, aber so weit wie die Flöte vom Horn oder der Trompete, so weit waren die Guitarren von den Trommeln entfernt. Sie verflangen trotz ihrer Menge und das Ganze machte einen sehr matten Eindruck.

Am Abend um 10 Uhr kamen wir endlich in Saragossa an. Ich habe nie ein solches Geschrei von Menschen gehört, die sich erboten, den Reisenden einen Wagen zu besorgen oder ihre Effecten fortzutragen als höchstens noch in Sevilla, wo es ähnlich herging. Dabei sahen aber die meisten dieser dienstfertigen Geister so schäbig aus, daß man sich hätte geniren müssen, ihnen auch nur einen Nachtsack anzuvertrauen. Ich brach mir Bahn durch ihre Reihen und fuhr nach einem Gasthof, wo ich zu meiner großen Ueberraschung ein sehr sauber tapezirtes Zimmer im ersten Stockwerk, ohne darum zu handeln und zu feilschen, für den geringen Preis von 10 Realen (20 Gr.) für die Nacht erhielt, aber von Mittagessen war natürlich nicht mehr die Rede und zu Abend ißt man nicht in Spanien. Ich begnügte mich daher mit einer Tasse Chocolate, die ich freilich lange nicht so schmackhaft fand, als ich sie mir gedacht hatte, denn die spanische Chocolate ist berühmt und nach den Lobsprüchen, die ihr namentlich Hildebrand in seiner bekannten Reise ertheilt, hatte ich

etwas Andres erwartet. Sie ist nämlich so consistent, daß zur Noth ein Theelöffel darin aufrecht stehen kann und so wenig flüssig, daß sie sich kaum trinken läßt: man muß sie auslöffeln. Ich habe es daher bald aufgegeben, sie in dieser Gestalt zu meinem Morgengetränk zu machen und mir die Chocolate auf französische Art zubereiten lassen, wie man sie auch in Deutschland trinkt. Zum Schluß aber gab ich sie als Morgengetränk ganz auf und kehrte zum Kaffee zurück, wiewohl er im Ganzen im Hotel nicht viel taugte, während man ihn nach Tische im Kaffeehause sehr gut trank.

Als ich am nächsten Morgen mein Billet für die Eisenbahnfahrt nach Madrid lösen wollte, sagte man mir, daß es, wenn ich nicht irre, 70 Realen kostete. Ich gab daher dem Kassirer schweigend ein Goldstück von 100 Realen. Die Umstehenden, die dies bemerkten, glaubten, ich verstehe kein Spanisch und wiederholten den Preis des Billets auf Französisch und als ich den Kassirer bat, mir 30 Realen herauszugeben, sahn sie sich mit Blicken an, die mir damals räthselhaft waren. Später aber errieth ich, daß sie sich über die Unvorsichtigkeit verwunderten, mit der ich aus den Händen des Kassirers 30 Realen annahm, denn es wird nirgend mehr mit falschem Gelde betrogen, als bei der Bezahlung von Eisenbahnbillets, wo man nicht die Zeit hat, zu prüfen, ob das Geld, das einem herausgegeben wird, echt ist oder nicht. In dem vorliegenden Fall kam ich glücklicher Weise ohne Schaden davon: später, als ich einmal 40 Realen zurückverlangte,

nicht wieder, und dies unter Umständen, die mir so unverdächtig schienen als möglich. Als ich nämlich von Castellon de la Plana nach Taragona fahren wollte, fand ich an der Kasse ein junges, halbwachsendes Mädchen, das in der Annahme des Geldes äußerst ängstlich zu sein schien, denn sie lief beinahe mit jedem Geldstück, das sie erhielt, zu dem Kassirer, um zu fragen, ob sie es annehmen dürfte. Es fiel mir daher nicht im Traum ein, daß man dies junge Wesen, das augenscheinlich von dem Werth oder Unwerth der Münze nur sehr unvollkommene Kenntniß hatte, zum Betrug angeleitet hätte; mein Vertrauen wurde aber stark getäuscht, denn von 2 Duros, (Silberstücke zu 20 Realen), die sie mir gab, war, wie ich leider zu spät bemerkte, eins unecht.

Der Weg von Saragossa nach Madrid, den ich am nächsten Tage zu machen hatte, war ungleich interessanter, wie der von Barcelona nach Saragossa, da er durch das Gebirg führte, welches eine höchst eigenthümliche Formation hat. Es scheint nämlich von der Sonne ganz ausgebrannt zu sein, denn man sieht auf diesen Bergen weder Strauch noch Baum, an ihrem Fuß aber die blaßgrünen Oliven und in der Mitte einen röthlich gelben Strom, wie auch die Erde meistens eine röthliche Farbe hat, so daß das Ganze nur eine Schattirung vom Hochgelben ins Blaßgrüne bildet, von der ich wohl wünschte, daß sie Hildebrand einmal gemalt hätte. An dem Abhang dieser Berge befinden sich Höhlen, auf die man mich aufmerksam machte, da sich die Bewohner desselben dort eingegraben

hatten, doch wenn es wahr ist, daß ein Volk desto civilisirt ist, je mehr Bedürfnisse es hat, so muß man eingestehn, daß diese Troglodyten auf der tiefsten Stufe der Civilisation stehn, wennschon sie an dieser Stelle, wo die Erde, in die sie sich eingenistet haben, noch einige Consistenz hat, nicht am übelsten daran sind, und noch besser scheinen sich die Zigeuner zu befinden, die sich der Alhambra gegenüber in einen Berg eingegraben haben, der von Cactus und Aloe überwuchert ist. Ihre improvisirten Wohnungen haben Fenster, Thüren und Schornsteine und sie führen in denselben mit ihren Hühnern und Schweinen ein sehr gemüthliches Stillleben. Dagegen habe ich bei Valencia Höhlen dieser Art gesehen, die in Lehm Boden angebracht waren und nur eine große Oeffnung an der Decke hatten, die gelegentlich mit Brettern zugelegt wurde. Wie es möglich ist, daß in diesen Behausungen Menschen in der Regenzeit ausdauern, das begreift man nur, wenn man erkennen gelernt hat, wie unempfindlich die Spanier gegen den Schmutz sind.

Uebrigens waren die Dörfer, durch die uns unser Weg führte, auch nicht viel besser. Sie erinnerten mich ganz frappant an die polnischen Dörfer, die ich im Großherzogthum Posen gesehen hatte. Dieselbe Armuth und Verkommenheit, derselbe Schmutz, nur noch eine größere Menschenleere, und dabei weder Thüren noch Fenster, so daß es schien, als ob sie ausgebrannt wären. Aus einem derselben kamen ein paar Bauerjungen, die uns lebendige Ferkel zum Verkauf anboten, welche sie in einem Sack

trugen: zu meiner Freude belästigte uns aber keiner der Mitreisenden mit dieser Art von Handgepäck. In den wohlhabenderen Orten der Mancha sah ich übrigens die Bauern in ihrer Nationaltracht, mit einer Binde um den Kopf, einer breiten Schärpe um den Leib und mit Kniehosen, was mir aufgefallen ist, da ich es sonst, auch auf dem Lande, nirgend mehr bemerkt habe.

Auf diesem Wege nahm mich auch einer der Mitreisenden in große Affection, da er sah, daß ich ein Fremder und obenein ein Deutscher war. Er beschenkte mich mit Orangen und wollte durchaus, daß ich mich neben ihn setzte, um mich den ganzen Weg über unterhalten zu können. Da er aber bei geringer Bildung sehr geschwätzig war, so war ich am Ende froh, ihn auf einer Zwischenstation loszuwerden. Ein anderer Passagier dieser Art, mit dem ich auf der Eisenbahn von Granada zusammentraf, war mir noch weit unangenehmer. Er machte sich nämlich das Vergnügen, mir allerhand augenscheinliche Lügen aufbinden zu wollen. Anfangs ging ich auf seine Späße, die ihn selbst außerordentlich zu belustigen schienen, ein: als er sie aber mehrmals wiederholte, schwieg ich in der Hoffnung, ihn auch zum Schweigen zu bringen. Da mir dies nicht gelang, wurde ich so grob als möglich, was aber auch keinen Eindruck machte. Endlich ergriff ich die Gelegenheit, auf der nächsten Station das Coupé zu wechseln. Als der Spaßvogel kurz darauf den Bahnzug verlassen hatte, um nach Cadix zu fahren, während mich mein Weg nach Cordova führte, hielten mich die andern

Reisegefährten, die mit uns in einem und demselben Coupé gefahren waren, zu ihnen zurückzukehren, was ich auch that. Auf meine Frage, wie dieser mir ganz unbekannte Mensch darauf gekommen wäre, mich mit seinen absurden Einfällen zu verfolgen, erwiderten sie, daß es ein Andalusier wäre, und diese glaubten das Privilegium in Spanien zu haben, die Witbolde zu spielen.

Es wäre sehr ungerecht, wenn ich aus diesen ganz zufälligen Begegnungen einen Schluß auf die gesellige Tournure der Spanier ziehen wollte, aber zahlreiche Beispiele haben mich davon belehrt, daß sie in der That sehr gering ist und mit der der Franzosen in keiner Weise verglichen werden kann, denn die Spanier sind entweder sehr zurückhaltend, ja sogar mißtrauisch gegen Fremde oder zudringlich und in der ersten Weise haben sie mir immer noch besser gefallen als in der letzten.

Es war etwa Mitternacht, als wir in Madrid anlangten. Auf den Straßen war es noch so lebendig wie am Tage und der weite Weg, den ich von der Eisenbahn durch dieselben nach meinem Hotel zu machen hatte, überzeugte mich sogleich von der Größe der Stadt. Ich fuhr nach der fonda de las cuatro naciones in der calle del arenal, wo ich zwei Zimmer im ersten Stockwerk (im sogenannten principal) erhielt und meinen Leib für 40 Realen (2 Th. 20 Gr.) täglich verdang. Es ist nämlich in Spanien durchaus Sitte, daß man sich in einem jeden Gasthof, in dem man auch nur einen Tag lang bleibt, vollständig in Pension giebt, d. h. man behandelt

den Preis des Zimmers mit der ganzen Verpflegung, die in der Regel ein Frühstück von drei und ein Mittagessen von sechs Gängen umschließt, von denen das erstere nach Belieben in den Stunden von 10 bis 1 Uhr, das letztere gemeinschaftlich um 6 Uhr eingenommen wird. Dagegen wird der Kaffee oder die Chocolate meistens nicht mit eingeschlossen, die man Morgens auf seinem Zimmer trinkt, während Frühstück und Mittagessen im Speisezimmer genommen zu werden pflegen, wenn schon in diesem Punkt große Liberalität herrscht. Man kann eben so gut auf dem Zimmer frühstücken, ohne daß deshalb mehr berechnet wird. Der Kaffee oder die Chocolate werden aber deshalb besonders bedungen, weil die Spanier in der Regel sehr spät aufstehn und oft vor ihrem Frühstück, das sie um 11 oder 12 Uhr einzunehmen pflegen, nichts genießen. Da nun die Verpflegung im Gasthof für alle Insassen dieselbe ist, so macht nur die Ausdehnung oder die Lage der Wohnung einen Unterschied im Preise, den man im Hotel für ein gutes Zimmer mit Beköstigung durchschnittlich in ganz Spanien auf 30 Realen (2 Thlr.) täglich veranschlagen kann. Daneben existirt aber in jeder Stadt, die ich besucht habe, eine Menge von Privathäusern, in denen man ebenfalls dieselbe Aufnahme wie in den Gasthöfen findet, nur zu geringerem Preise und bei weniger reichlicher Verpflegung: möblirte Zimmer dagegen ohne Verpflegung, wie man sie bei uns in großer Anzahl hat, sind äußerst selten. Da man nun selbst in Madrid in diesen Privathäusern

einschließlich der Kost täglich für 16, ja sogar für 10 Realen Aufnahme findet, so kann man hieraus wohl abnehmen, daß weder Wohnung noch Lebensmittel theuer sind. Um so mehr sind es freilich Luxusgegenstände, zu denen man in Spanien vorzugsweise Dinge zu zählen scheint, die zur Reinlichkeit gehören. So kostet z. B. eine Schachtel Zahnpulver 8 Realen (16 Gr.), aber dies wird auch gewiß für einen Aufwand gehalten, den sich nur die reichsten Leute gestatten können.

Unter den Insassen des Gasthofes befanden sich damals außer mir noch vier Deutsche, ein österreichischer Kaufmann, der in Madrid ein Geschäft etabliren wollte, mit seiner Frau, einer gebornen Ungarin, und einem Sohn, der in Wien Medizin studirte, Spanien schon zum zweiten Mal besucht und diesmal einen Freund mitgebracht hatte, der ebenfalls Mediziner war. Die beiden letzteren, äußerst wohl erzogene, gut unterrichtete und sehr strebsame junge Leute, sind die einzigen Deutschen gewesen, die, so viele ich kennen gelernt habe, allein zu ihrem Vergnügen nach Spanien kamen: außer ihnen begegnete ich auf meinem Rückwege in Valencia nur noch einem schweizerischen Ehepaar, das sich kürzlich verheirathet hatte und eine Art von Hochzeitsreise nach Spanien zu machen schien, auf die sich die junge Frau sehr gewissenhaft vorbereitet hatte, denn sie hatte nicht nur die Sprache gelernt, eine Kenntniß, die sie in der Unterhaltung mit Kutschern und Kellnern eifrig zu fördern bestrebt war, sondern sie führte auch eine ganze Bibliothek von Schriften über Spanien mit sich, aus

denen sie sich auf die bevorstehenden Genüsse präparirt hatte: im Uebrigen habe ich an Ausländern dieser Art nur noch Engländer gefunden, die das Land aus Neugier besuchten und sich vorzugsweise in Andalusien niedergelassen hatten, um in einem milderen Klima zu leben. Alle Andern, sie mochten einer Nation angehören, welcher sie wollten, waren zu ganz bestimmten Zwecken, meistens in Handelsgeschäften gekommen und hielten sich nicht länger auf, als durchaus nöthig war.

Mein erster Gang in Madrid war zu dem Professor Lemming, mit dem ich bereits von Berlin aus in Briefwechsel gestanden hatte. Er empfing mich auf das Freundlichste und öffnete mir sein Haus, in dem allein ich während meines langen Aufenthalts zu Madrid gemüthlich frohe und angenehme Stunden verbracht habe, denn der gesellige Verkehr beschränkt sich bei den Deutschen sowohl wie bei den Spaniern, so weit ich ihn kennen gelernt habe, beinahe ausschließlich auf ein zufälliges Zusammentreffen an öffentlichen Orten. Wenn ich bei Leuten, denen ich empfohlen war oder mich sonst nähern wollte, einen Besuch gemacht hatte und mit den üblichen Versicherungen von Freundschaft und Ergebenheit empfangen worden war, so begnügten sie sich meistens damit, in meinem Hotel eine Karte abzugeben zum Zeichen, daß sie mich nicht vergessen hatten. Im Uebrigen traten wir nicht weiter in Verbindung. Einmal kam es sogar vor, daß ich eine Visitenkarte mit der Stadtpost zugesandt erhielt, ein Höflichkeitsbeweis, den ich nicht mehr erwiderte. Außerdem aber

forgte Lemming auch in jeder Weise für mich auf das Zuvorkommendste und hat mir während meines sechsmonatlichen Aufenthalts in Spanien als treuer Freund und Landsmann überall zur Seite gestanden.

Zunächst führte er mich auf die Nationalbibliothek und machte mich mit den Personen bekannt, die mir zur Erreichung meiner litterarischen Zwecke förderlich sein konnten. An der Spitze derselben steht Sr. Harzebusch, von deutscher Abkunft und Gesinnung, aber ein so vollendeter Spanier, daß seine Schriften in Bezug auf ihre Ausdrucksweise als mustergültig betrachtet werden. Er versteht übrigens auch kein Wort Deutsch mehr. Er erwies sich durchaus wohlwollend und gefällig. Dasselbe kann ich auch von zwei andern Bibliothekaren rühmen, die ich näher kennen lernte: nur in dem Manuscriptenjaal, wo ich mein Domizil aufschlug, konnte ich nicht heimisch werden. Dort befanden sich zwei Beamte, von denen der eine mit zu den unangenehmsten Persönlichkeiten gehört, die ich auf dieser Reise kennen lernte. Er war nämlich, was bei den Spaniern gar nicht selten ist, von einer unermüdlichen Geschwätzigkeit. Beide saßen nun einander gegenüber, ich in ihrer Mitte, und so ging denn eine unaufhörliche Conversation über meinem Haupte hin und her, so daß ich meine ganze Abstractionskraft zusammennehmen mußte, um in meiner Arbeit nicht gestört zu werden, aber es waren doch oft qualvolle Stunden, die ich verbrachte, denn während in dem Lesezimmer, das eine Treppe höher lag und zahlreich besucht war, eine musterhafte Stille herrschte, fehlte es in dem

unfrigen niemals an Besuchern, die allerhand Stadtneuigkeiten zu erzählen mußten und die Unterhaltung wurde oft so lebhaft, daß ich die Feder niederlegen und größere Stille abwarten mußte. Den Mittelpunkt dieses ganzen Treibens bildete aber der ältere der beiden Custoden, den man mir noch dazu als einen Mann von wissenschaftlicher Bildung gerühmt hatte: der jüngere, sein Amanuensis, der auf Avancement diente, hatte offenbar von seinem Fach nicht mehr Kenntniß als ein Gehülfe in einer deutschen Leihbibliothek. Er konnte eine Handschrift herbeiholen, wenn man ihm den Schrank und den Platz bezeichnete, wo sie stand: mehr scheint man auch für seine Stellung von ihm nicht verlangt zu haben. Mit diesen Beiden habe ich die größte Zeit meines Aufenthalts in Madrid aushalten müssen. Als es kalt wurde, blieb der ältere zu meiner Freude fort und ich hoffte nun, in Ruhe arbeiten zu können: da brachte sein College seinen Sohn, einen Knaben von zehn bis zwölf Jahren, mit, den er bei dem Kohlenbecken, das in der Mitte des Zimmers aufgestellt wurde, in den Anfangsgründen der lateinischen Grammatik unterrichtete.

Außerdem aber verleidete mir auch die Unpünktlichkeit der beiden Beamten den dortigen Aufenthalt. Nach dem Geschäftsreglement sollte die Bibliothek täglich von 10 bis 3 Uhr geöffnet sein: wenn ich aber um 10½ Uhr kam, so konnte ich oft genug noch warten, bis einer von meinen Custoden sich einfand, um mir den Manuscriptensaal zu öffnen. Sobald es aber 2 Uhr schlug, begannen sie unruhig zu werden und um 2½ war kein Halten mehr: sie behaup-

teten, daß jetzt geschlossen werden müßte und ich konnte meine Sachen nicht eilig genug zusammenpacken, um das Feld zu räumen.

Da man mir so wenig Zeit ließ um zu studiren, so benutzte ich dieselbe, um die Merkwürdigkeiten Madrids kennen zu lernen, unter denen das Nationalmuseum obenan steht. Hier fand ich eine Anzahl schöner Bilder aus allen Schulen der Welt, unter denen mich die aus der französischen und niederländischen am meisten anzogen, da sie unerreichte Meisterwerke in sich schlossen. Was die italienischen Bilder angeht, so glaube ich, daß man mit der Bezeichnung durch berühmte Namen etwas zu freigebig gewesen ist und die spanische Schule lernt man besser in Sevilla kennen, wo sie ihren Ursprung und ihre Blüthe gehabt hat, doch befinden sich in der Academie der Künste zu Madrid noch zwei Bilder von Murillo, die ihn auf der Höhe seiner Kunst zeigen. Das eine stellt die Erscheinung eines Engels in einem Kerker dar, das andre die Heilung der Pestkranken durch die Königin Isabel. Daß es dem Maler gelungen ist, diesen Gegenstand so wiederzugeben, daß man, durch seine Darstellung gefesselt, nicht den mindesten Ekel empfindet, ist der Beweis einer vollendeten Meisterschaft. Uebrigens würden die Bilder im Museum noch einen viel besseren Eindruck machen, wenn man nicht das Licht abgesperrt hätte, da man seinen Einfluß auf die Farbe fürchtet: so gewahrt man viele, deren Gegenstand man kaum erkennen kann: es würde aber überhaupt noch mehr schöne Bilder in Madrid geben,

wenn es dort alte und schöne Kirchen gäbe. Die Hauptstadt Spaniens entbehrt aber merkwürdiger Weise den Hauptschmuck der Provinzialstädte und hat nicht einmal eine Cathedrale.

Demnächst besuchte ich mit meinen österreichischen Freunden das teatro espagnol, um ein Calderonsches Stück zu sehn. Der erste Act machte einen guten Eindruck: die Verse klangen schön und die Sprache, die ich nie für so wohlklingend gehalten hätte, erschien auf ihrer Höhe. Leider aber waren die Schauspieler durchaus keine Künstler sondern Naturalisten in des Worts verwegenster Bedeutung. Dies zeigte sich schon im zweiten Act, wo sie in Affect geriethen. Der erste Liebhaber schnitt dabei entsetzliche Grimassen und die Liebhaberin kniff, um den äußersten Grad von Gemüthsbewegung auszudrücken, wie es die Spanierinnen im gewöhnlichen Leben zu thun pflegen, beide Augen zu. So ging das Stück zu Ende und würde sehr unbefriedigend geschlossen haben, wenn uns der Epilog nicht wieder ausgesöhnt hätte. Nachdem nämlich die Handlung vollständig beendigt war, trat die Liebhaberin an die Büste Calderons heran, die sich mit denen der andern dramatischen Dichter Spaniens und Portugals an der Seite des Proskeniums befindet, und bat, daß die Vorzüge des großen Dichters, der sein Vaterland mit unvergänglichem Ruhm geschmückt hätte, den Mängeln der Darstellung zur Ausgleichung dienen möchten. Dies wurde natürlich mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Hierauf folgte noch ein modernes Rührstück

und eine Posse, die man beide kaum mit dem Rücken ansehen mochte.

Viel besser gefiel es mir im teatro del circo, wo ein neues Ballet, *Flamma*, mit großem Beifall gegeben wurde. Die erste Tänzerin tanzte darin ein eben so originelles wie graziöses Solo, das bei stürmischem Applaus wiederholt werden mußte und den Beweis lieferte, daß die Spanier, die in den andern Künsten allerdings zurückgeblieben sind, im Tanz doch noch ihren alten Ruhm behaupten. Dabei waren auch Decorationen, Costüme, Lichteffecte und Ueberraschungen aller Art in so sinnreicher Weise verwandt, daß man keinen Augenblick ohne Unterhaltung blieb und das Ganze währte nur eine Stunde, gerade genug, um jeder Ermüdung vorzubeugen. Merkwürdig aber war es, daß wir weder unter den Zuschauerinnen in den Logen noch unter den zahlreichen Tänzerinnen und Sängerinnen auf der Bühne — denn es wurde außer dem Ballet noch eine Operette gegeben — ein einziges hübsches Gesicht entdeckten, ja der Typus der Spanierinnen entspricht nicht einmal der Vorstellung, die wir Deutschen uns von ihnen zu machen pflegen. Wir denken uns darunter schlanke, schwächliche Gestalten mit schwarzen Haaren und noch schwärzeren Augen: sie sind aber in der Regel recht wohl beleibt, namentlich wenn sie die ersten Jugendjahre überschritten haben und ich habe nirgend so corpulente Frauen von mittlerem Alter gesehen, wie in Madrid. Dabei tragen sie große Toupés und Perrücken, schminken sich und färben sich die Augenbrauen. Allerdings herrscht der gelbe Teint

und der brunette Character vor, aber man sieht in Madrid und im nördlichen Theil von Spanien auch viele Blondinen. Freilich habe ich nun bei längerem Aufenthalt auch manche schöne Gestalt und manches hübsche Gesicht erblickt, aber abgesehen davon, daß sich darunter auch Fremde befanden, so gehörten sie sämmtlich den höheren Ständen an: die Frauen und Mädchen aus dem Volk hatten einen ganz gewöhnlichen, ja ausdruckslosen Typus.

Endlich besuchten wir auch noch das Volkstheater Recreo, wo wir eine Offenbach'sche Operette und ein Lustspiel sahen, was uns in unsern sprachlichen Studien sehr förderlich war, denn es ist in der That nicht leicht, sich in der Sprache des gewöhnlichen Lebens zurechtzufinden, da das Spanische in der Regel sehr schnell und mit Elisionen gesprochen wird, in die man sich hinein-hören muß, wenn man es richtig verstehn will. So wird namentlich das s zu Ende der Wörter häufig elidirt und man sagt ganz gewöhnlich dorreales st. dos reales. Aber dasselbe geschieht auch in der Mitte der Wörter. Mein Barbier erzählte mir eine lange Geschichte von einer limonna, die ich anfänglich mißverstand, da ich hierbei an limón, die Limonade, dachte. Endlich kam ich dahinter, daß er damit eine limosna, ein Almosen, meinte. Auch das d wird häufig ausgestoßen und statt Prado sagt man Prao. Wenn nun die beiden Vocale, die dann zusammentreten, zu einem Diphthongen verschmolzen werden, so ist es nicht leicht, das Wort zu verstehn. So fragte mich ein Kellner, von dem ich ein Glas Limonade

verlangte, jelaú? womit er hielado meinte, d. h. gefroren. Dergleichen erlernt man am Besten in den kleinen Volkstheatern, wo die Prosa des gewöhnlichen Lebens vorherrscht. Uebrigens sahn wir hier auch als erste Liebhaberin eine ungemein corpulente Person, die uns Deutschen ein Lächeln abnöthigte: die Spanier, die an diesen Anblick gewöhnt waren, schienen das ganz in der Ordnung zu finden. Man erzählte mir, daß eine sehr beliebte Schauspielerin auf dem teatro espagnol denselben Umfang gehabt hätte.

Vemming, der auf jede Weise bemüht war, mich in Madrid heimisch zu machen, führte mich auch in den deutschen Club ein, der sich damals noch in der calle Sevilla versammelte. Er war ein erfreuliches Product der neuesten politischen Ereignisse, die die Deutschen im Auslande überall zu größerem Selbstgefühl und festerem Zusammenhalten ermuthigt haben. Er existirte noch nicht lange und man war Anfangs überrascht, bei seiner Gründung in Madrid allein 80 Theilnehmer zu finden. Diese Zahl, meistens Kaufleute und Gewerbtreibende, war aber binnen Kurzem auf 60 geschmolzen und hat ohne Zweifel im Laufe des Winters, den ich dort verlebte, noch abgenommen: wenigstens fand ich das Local an den Abenden, wo ich dort war, sehr schwach besucht, trotzdem, daß man an diesem Ort allein die Kölnische Zeitung, die neue freie Presse und den Kladderadatsch lesen und ein erträgliches Bier trinken konnte, was mir außerordentlich willkommen war, denn je mehr ich ge-

nöthigt war, zum Frühstück und zu Mittag Wein zu trinken, desto mehr schwachtete ich in jener Jahreszeit, wo es noch sehr warm war, Abends nach einem Glase Bier, und dies hatte ich in guter Qualität zum letzten Mal in Genua getrunken. Es hat sich allerdings auch noch nach Barcelona verbreitet, aber bis Madrid ist es nicht durchgedrungen. Wenigstens war die einzige Quelle, die man mir dafür nannte, dem Hotel des deutschen Gesandten gegenüber, von den Orten, die ich frequentirte, so entfernt und so wenig besucht, daß ich es nicht der Mühe werth hielt, sie aufzusuchen.

Deutsche habe ich, da ich den Club selten besuchte, in Madrid wenig kennen gelernt: dagegen gerieth ich mit einem Spanier, der zu den Stammgästen an der *table d'hôte* unsres Gasthofs gehörte, in eine eigenthümliche Verührung. Es war ein junger Mann von sehr empfehlendem Aeußern und seinem ganzen Habitus nach zu urtheilen ein Gentleman, wofür er auch allgemein galt. Er ließ mich durch einen meiner österreichischen Freunde, neben denen ich saß, um die Erlaubniß bitten, meine Bekanntschaft zu machen. Nachdem ich dieselbe bereitwillig ertheilt hatte, setzte er sich nach Tische zu mir, sprach von Göthe und Schiller und seiner großen Verehrung für die deutsche Litteratur und erzählte mir, daß er Doctor in drei Facultäten wäre, in der juristischen, philosophischen und theologischen, was mir sonderbar vorkam, aber, wie mir meine Freunde sagten, in Spanien nichts Außerordentliches ist. Seines Zeichens war er

übrigens Advocat und soll eine gute Praxis haben. Wir trennten uns daher nach spanischer Art unter vielen Höflichkeitsbezeugungen. Am nächsten Tage kam er ebenfalls nach Tische zu mir und bat mich, ihn am folgenden Abend zum Ministerpräsidenten zu begleiten, der ein sehr wissenschaftlich gebildeter Mann wäre und sich freuen würde, einen deutschen Gelehrten kennen zu lernen. Ich entschuldigte mich damit, daß ich nicht Spanisch genug könnte, um ein Unterhaltung dieser Art zu führen, er begann aber Französisch zu sprechen, was bei mir natürlich viel fließender ging als das Spanische, so daß dieser Einwand thatsächlich beseitigt war. Dann machte ich noch geltend, daß ich kein Gesellschaftscoſtum mit auf die Reise genommen hätte; er versicherte aber, daß wir ganz unter uns sein würden und bat schließlich, mich um eine bestimmte Stunde, die er mir am nächsten Mittag angeben wollte, abholen zu dürfen. Ich erzählte auch dies meinen Bekannten, die an der Sache kein Arg hatten und mir sagten, daß die mir zugedachte Ehre so groß nicht wäre, denn die spanischen Minister gölten im Allgemeinen für Schwindler, die ihre Stellung dazu benutzten, um sich zu bereichern und dann möglichst bald zurückzuziehen. Der einzige Mann, der sich in derselben den Ruhm der Integrität erworben haben soll, ist Espartero und sein Geburtstag wird daher in ganz Spanien wie der unfres Königs als ein Festtag gefeiert.

In Folge dessen erwartete ich am nächsten Mittag die förmliche Einladung von Sr. Ribero, meinem Gönner.

Aber die Tafel war beendigt, ohne daß er sich von seinem Platz rührte, wir tranken noch unsern Kaffee und rauchten unsre Cigarren und als er sich noch immer in der Ferne hielt, so wurde uns Allen klar, daß das Ganze nichts als eine echt spanische Windbeutelei gewesen war. Der junge Mann hatte vermuthlich gar nicht die vornehmen Bekanntschaften, deren er sich rühmte, und hatte sich nur in meinen Augen ein Relief geben wollen. Die Folge davon war natürlich die, daß er fortan von uns Deutschen vollständig ignorirt wurde und sich aus dem Hintergrunde des Zimmers, wo sein Platz war, nicht mehr hervorwagte.

Er compromittirte sich aber später auch noch auf das Eclatanteste vor seinen Landsleuten, die bei Tische seine Nachbarn waren. Er wettete nämlich mit ihnen um sechs Flaschen Champagner, die am nächsten Mittag ausgetrunken werden sollten, und verlor. Der Champagner war auch rechtzeitig zur Stelle, aber Sr. Ribero erschien nicht. Seine Gegenpartner bezahlten daher den Wein, gaben ihn zum Besten und ließen eine Carricatur auf den Abwesenden circuliren, unter der die Verse standen

Wer verloren hat, bezahlt nicht:

Wer gewonnen hat, der zahlt.

Trotzdem erschien Ribero am nächsten Tag wieder höchst unbefangen an der table d'hôte und behauptete unangefochten seinen Platz, so lange ich in Madrid war.

IV.

Der Escorial.

Inzwischen war über eine Woche vergangen und das hereinbrechende Herbstwetter mahnte mich stark daran, nach dem Escorial zu gehn, wenn ich es überhaupt noch thun wollte, denn es regnete in Madrid unaufhörlich und wenn die Luft auch warm blieb, so kehrten die Sommergäste doch schon massenweise in die Residenz zurück und es war die Frage, wie lange ich unter solchen Umständen überhaupt noch im Escorial bleiben konnte. Außerdem aber sehnte ich mich auch nach mehr Ruhe. Meine Wohnung lag in einer der frequentesten Straßen von Madrid, die besonders dadurch geräuschvoll werden, daß viele Pferde an den Wagen, die zu öffentlichem Gebrauch bestimmt sind — und deren giebt es eine große Menge — Schellen tragen. Da diese nun beständig in Bewegung sind und bei der Hast, mit der in ganz Spanien gefahren wird, selten weniger als vier Pferde vor einen größeren Wagen gespannt werden, die dann stets in gestrecktem Trabe gehn, so macht das Ganze den Eindruck, als ob unsre Feuerwehr fortwährend auf den Beinen wäre. Vor meiner Thür aber war die Passage von der puerta del Sol, dem größten Plaze der Stadt, nach dem königlichen Pallast und der nördlichen Eisenbahn und fünfzig Schritt davon die italienische Oper, die bis nach Mitternacht spielte, so daß das Wagengerassel vor ein Uhr in der Nacht nicht aufhörte.

Bevor ich indessen mein Domizil verlegte, wollte ich das neue Terrain recognosciren und fuhr daher mit einem meiner jungen Freunde an einem Sonntag hinüber, um mir den Escorial anzusehn. Wir benutzten, um nach der Eisenbahn zu fahren, einen Wagen, der zufällig vor unserm Hotel hielt, in der Voraussetzung, den gewöhnlichen Preis zahlen zu müssen. Als wir, was etwa in fünf Minuten geschah, an Ort und Stelle waren, forderte der Kutscher das Vierfache, indem er dem Reglement gemäß verlangte, daß wir auch die leer gebliebenen Plätze mitbezahlen, denn es giebt allerdings in Madrid außer den Omnibus und den Droschken noch eine Gattung von Wagen zum öffentlichen Gebrauch, in denen eine bestimmte Anzahl von Personen, wie in unsern Thormagen, Platz nehmen, die dann, wenn der Wagen gefüllt ist, nicht mehr bezahlen, als der Platz im Omnibus kostet. Will man indessen einen solchen Wagen für sich allein benutzen und ihn nicht vollständig bezahlen, so muß man vorher mit dem Kutscher accordiren. Dies hatten wir unterlassen und jener, der ganz sichtlich seine Schadenfreude darüber äußerte, daß er zwei Fremde gepreßt hatte, fragte lachend, ob wir ihm nicht noch ein Trinkgeld geben wollten.

Wenn ich indessen dies Mal der Ueberlistete war, so fand sich späterhin eine Gelegenheit zur Vergeltung. Als ich nämlich auf meiner Rückreise von Taragona nach Barcelona kam, erbot sich ein Kutscher dieser Art in sehr aufdringlicher Weise, mich mit meinem Gepäck nach der fonda

del Oriente zu fahren. Ich fragte ihn, ob sein Wagen ein Omnibus sei, was er bejahte, und dann, ob derselbe in jenen Gasthof gehörte und von dem Besitzer des Hotels zur Eisenbahn geschickt sei, was er gleichfalls versicherte. Dann stieg ich ein und fuhr ganz allein an den Ort meiner Bestimmung. Schon unterwegs aber verrieth der Kutscher den Betrug, den er mir spielen wollte, dadurch, daß er mir zuredete, einen andern Gasthof zu wählen, den er mir außerordentlich anempfahl, ein deutlicher Beweis, daß er zur fonda del Oriente in keiner Beziehung stehen konnte. Als wir aber dort angelangt waren und er mir nun den vierfachen Betrag abforderte, nahm ich alles Spanisch, das ich in den sechs Monaten meines dortigen Aufenthalts gelernt hatte, zusammen und kanzelte ihn dergestalt ab, daß er ganz kleinlaut wurde und mit dem, was ich ihm gutwillig zugestand, zufrieden mein Zimmer verließ.

Nachdem wir auf der Eisenbahn nach dem Escorial unsre Plätze im Waggon eingenommen hatten, mußten wir noch anderthalb Stunden warten, bis der Bahnzug sich in Bewegung setzte, was nur in der Willkür der Beamten seinen Grund haben konnte, die in Spanien grenzenlos ist, denn dort thut jeder an der Stelle, wo er steht, was ihm beliebt. Wir hatten nämlich keinen andern Zug abzuwarten noch wurde irgend ein Grund für die Verzögerung angegeben. Das Publicum war aber dergleichen Unregelmäßigkeiten so sehr gewohnt, daß sich kein Zeichen von Unzufriedenheit kund gab. Ganz dasselbe widerfuhr uns auch am Abend bei der Rückfahrt: der Bahnzug

aus Burgoß kam um anderthalb Stunden zu spät im Escorial an und wir erreichten Madrid gegen 10 Uhr, während wir eigentlich um 8 Uhr ankommen sollten. Doch dergleichen ist, wie gesagt, nicht selten.

Im Escorial trafen wir es insofern nicht günstig, als gerade am Sonntag die Bildergalerie und die Bibliothek allerdings dem großen Publikum unentgeltlich geöffnet, die andern Sehenswürdigkeiten aber geschlossen waren. Wir sahen daher außer der Kirche auch nur diese beiden. Die Kirche aber ist eine der schönsten, die es giebt, und hat auf mich einen größeren Eindruck gemacht, als Sanct Peter in Rom: die Symmetrie, in der alle Theile zu einander stehen, feiert hier ihren höchsten Triumph und unter den Bildern, mit denen sie geschmückt ist, befindet sich in der Sakristei eine heilige Familie, die ich den besten Gemälden Raphaels an die Seite setzen muß. Auch zweifle ich keinesweges daran, daß sie von ihm herrührt. Die Bildergalerie enthält ebenfalls viel Interessantes, wiewohl man das Beste davon ins Museum nach Madrid gebracht hat. Vorzugsweise war es mir aber darum zu thun, zu erfahren, ob ich ohne Weiteres zu den Handschriften der Bibliothek Zutritt erhalten könnte, und ich erkundigte mich daher nach dem Chef derselben, von dem man mir sagte, daß er sich in einem Nebenzimmer befände. Wie sehr war ich aber überrascht, statt seiner einen Landsmann, Hermann Knust aus Bremen, zu finden, und zwar in ihm den einzigen, der, wie ich, aus wissenschaftlichen Zwecken nach Spanien gekommen war und überdieß das Land schon seit zehn Jahren

alljährlich besucht hatte. Er versprach mir, den Administrator zu fragen, ob er mir ohne Weiteres die Erlaubniß ertheilen könnte, auf der Bibliothek zu arbeiten, und rieth mir, außerdem durch die deutsche Gesandtschaft bei dem Mayordomo del palacio zu Madrid die geeigneten Schritte zu thun, da der Escorial, nachdem das dortige Mönchskloster aufgelöst ist, nicht Staatseigenthum geblieben, sondern in den Besitz des Königs übergegangen war. Die Erlaubniß des Letzteren erfolgte nun trotz dem, daß der Secretär unsrer Gesandtschaft, Kleefeld, der sich mir bei jeder Gelegenheit sehr gefällig erwies, die Sache nach Möglichkeit beeilte, erst in drei Wochen, als ich mich bereits anschickte, den Escorial wieder zu verlassen, die des administrador aber schon am folgenden Tage, so daß ich unmittelbar darauf von Madrid abreiste.

Bei dem Einpacken meiner Sachen vermißte ich ein Nachthemde. Ich glaubte, daß es vielleicht doch schon in meinem Koffer läge und hatte damals noch zu viel Zartgefühl, um den Zimmerkellner danach zu fragen: im Escorial aber klärte sich die Sache in überraschender Weise auf. Nachdem ich nämlich etwa vierzehn Tage dort gewesen war, trat derselbe Fall ein und der Kellner gestand jetzt auf meine Erkundigung danach, daß er es mitgenommen hätte, als er die Bettwäsche gewechselt hatte. Ganz dasselbe war auch in Madrid geschehn und ich habe späterhin, sobald die Bettwäsche gewechselt wurde, regelmäßig mein Nachtzeug von dem betreffenden Kellner requiriren müssen, wenn ich es nicht verloren geben wollte. Dieser brachte

es aber dann ohne irgend eine Entschuldigung zurück, da er sich nach den spanischen Begriffen von Eigenthum eigentlich im Stillen für übervorthelt hielt, denn er hatte seiner Auffassung nach den Gegenstand gefunden und was ein Spanier findet, das behält er ohne alle Gewissensbisse. So habe ich z. B. einmal mein Federmesser in einem Bibliothekzimmer zu Madrid liegen lassen, in dem sich außer dem Custos und einem Diener Niemand befand: als ich mich am nächsten Tage danach erkundigte, hatte es Niemand gesehen. Wenn man aber vollends etwas im Speisesaal des Hotels vergaß, so konnte man mit der größten Bestimmtheit darauf rechnen, daß es spurlos verschwand und ein französischer Kaufmann aus Bordeaux, der sich seinen Tischwein von dort kommen ließ, übte eine durch die Umstände durchaus gerechtfertigte Vorsicht, indem er die Weinflasche selbst mit zur Tafel brachte und sie, wenn er sie nicht ganz ausge-trunken hatte, wieder mit auf sein Zimmer nahm. Er würde sie, wenn er sie stehn ließ oder der Aufsicht eines Kellners übergeben hätte, am nächsten Tage gewiß nicht wieder gefunden haben. Mir selbst begegnete es, daß ich ein Streichfeuerzeug im Werth von sechs Pfennigen, welches mir, während ich bei Tische saß, gebracht wurde, dort stehn ließ, wodurch ich zunächst in Verlegenheit gerieth, denn da sich kein Kellner um die Gäste bekümmert, die Nachts nach Hause kommen, so mußte ich im Dunkeln zu Bett gehn: als ich mich aber am nächsten Morgen beim Frühstück im Speisezimmer nach diesem für einen spanischen Gasthof unentbehrlichen Requisit erkundigte, wollte es Niemand gesehen haben.

Ich erzählte dies bei Tische meinem Nachbarn, der darauf erwiderte, daß wäre doch nur in einem Lande möglich, wo die Diebe keine Standesehre mehr hätten, denn in Nordamerika würde ein Dieb, der einen Gegenstand unter dem Werth eines Dollars stöhle, von seines Gleichen verachtet, und hierin mochte er allerdings Recht haben; darum fehlt es aber den spanischen Dieben nicht an einer geschlossenen Zunft. In Barcelona ist dieselbe, wie ich später erfuhr, so streng organisirt, daß man sogar von dem Vorstand der Bande sein gestohlnes Eigenthum zurückkaufen kann. Ein merkwürdiger Fall, der in dies ganze Treiben einen tiefen Blick thun läßt, wurde mir in folgender Weise mitgetheilt: Einem dort lebenden Engländer war eine goldne Uhr gestohlen. Er ging daher zu einem der Vorsteher, einer in Barcelona sehr bekannten Persönlichkeit, und fragte, ob er dieselbe zurückerhalten könnte, worauf er die Antwort erhielt, die Uhr wäre allerdings schon auf dem Wege nach Madrid, würde aber in 24 Stunden zu seiner Disposition stehn, wenn er 90 Duros (120 Thlr.) sofort dafür erlegen wollte. Der Engländer hegte einiges Bedenken, ob er diese Summe ohne Weiteres daran wagen wollte, ohne genügende Sicherheit zu haben, ob er auch sein Eigenthum wiedererhielte. Dies nahm ihm aber der Spanier sehr übel und fragte empfindlich, ob er ihn für einen caballero hielte? Wenn schon dies nun nicht der Fall war, so zahlte der Engländer dennoch die stipulirte Summe und erhielt den Bruchtheil einer Chiffer mit der Weisung, sich am nächsten Tage um eine bestimmte

Stunde in einer abgelegnen Straße von Barcelona einzufinden und dort sein Erkennungszeichen sehn zu lassen. Hierauf würde eine andre Person ihm das fehlende Stück seiner Chiffer präsentiren und ihm seine Uhr zurückgeben.

Es geschah nun auch Alles, wie es verabredet war, als aber der Bestohlene den Chef der Bande gelegentlich wieder sprach, beklagte er sich bei ihm über den hohen Preis, den er für seine Uhr hatte zahlen müssen und äußerte, daß die Gesellschaft auf diese Weise sehr gute Geschäfte machen müßte. „Nicht so sehr“, erwiderte jener, „als man glaubt. Wir haben eine Menge von Auslagen. Zunächst müssen wir über hundert Jungen besolden, die in Barcelona herumlaufen und die Gelegenheit zum Diebstahl ausfindig machen. Von diesen erhält jeder täglich einen Duro (1 Thlr. 10 Gr.). Dann müssen wir an die Portiers, die Dienstleute und andre Hausgenossen eine Menge von Gratifikationen vertheilen, damit sie uns die Thüren öffnen. Endlich aber müssen wir zwei Advocaten halten, die unsre zahlreichen Prozesse führen und diese müssen sehr gut besoldet werden. Sie sehn daraus, daß wir das mit so vielen Kosten erworbne Gut Anderer nur gegen hohe Entschädigung wieder herausgeben können und oft genug, wenn es uns vor Gericht abgesprochen wird, noch Schaden erleiden. Es bleibt aber freilich im Ganzen noch immer ein einträgliches Geschäft.“

Ob nun freilich auch bei den Diebesbanden in Madrid eine solche Organisation existirt, weiß ich nicht zu sagen. Dagegen sollte es bei meinem Scheiden von dort doch auch

ohne einen Betrug nicht abgehn. Da ich nämlich bei meinem ersten Ausflug nach dem Escorial von dem Kutscher geprellt worden war, so beschloß ich, dies Mal der Sicherheit wegen den Omnibus zu nehmen. Es ist nun in Spanien überall Sitte, daß man auf demselben Bureau, wo man das Billet für den Omnibus nimmt, der zur Eisenbahn fährt, auch das für die Eisenbahn selbst in Empfang nimmt, indem man zugleich dort schon sein Gepäck abwiegen läßt und sich nun um nichts mehr zu kümmern hat. Dies ist sehr bequem und vereinfacht das Geschäft des Zahlens für den Reisenden. Sonderbarer Weise löst man aber auf dem Omnibusbureau für die Nordbahn in Madrid zwar das Billet für die Eisenbahn und den Schein für das Gepäck, aber nicht das für den Omnibus: der Betrag für diesen wird vom Conducteur desselben eingefordert. Dies erfuhr ich erst an der Kasse selbst und setzte mich daher in der Erwartung, daß der Conducteur seine zwei Realen schon einkassiren würde, in den Wagen, der vor der Thür bereit stand. Ein Bummeler aber, der mich belauscht hatte, benutzte diesen Umstand sogleich, um auf das Trittbrett zu steigen und sich von mir die beiden Realen auszubitten, die ich ihm nicht verweigerte, da die Conducteure in Spanien kein besondres Abzeichen haben und überdieß oft genug ihre Forderungen durch Leute einkassiren lassen, die noch viel schäbiger aussehen, als es bei jenem der Fall war. Er entfernte sich dann schleunigst mit seinem Gelde und ich wurde später, als der Conducteur dasselbe noch einmal einforderte, ge-

wahr, daß ich betrogen war. Allerdings war die Summe, um die es sich handelte, sehr unbedeutend, aber man kann sich eines Gefühls von Mißbehagen nicht erwehren, wenn man bemerkt, daß man gerade als Fremder zur Zielscheibe von zahllosen Betrügereien gemacht wird und dies ist leider in Spanien überhaupt, am meisten aber in Madrid der Fall.

Die Zeit, die ich jetzt im Escorial verbrachte, d. h. die letzten Tage des September und beinahe den ganzen Monat October, verlebte ich in einer wohlthuenden Zurückgezogenheit. Die Bibliothek, die ich mit Hermann Knust allein benutzte, denn außer uns arbeitete dort Niemand, war an jedem Wochentage von acht bis vier, und sogar am Sonntag von neun bis zwei Uhr geöffnet, so daß es mir an Zeit zum Arbeiten nicht fehlte, selbst wenn ich die zum Frühstück nöthige Pause davon in Abzug brachte. Um vier Uhr aber verwandte ich die beiden Stunden bis zum Essen, um die nächste Umgegend kennen zu lernen, die nicht ohne Interesse ist. Der Escorial liegt nämlich auf der letzten Abdachung des Guadarramagebirgs und streckt sich gegen die Ebne wie eine Hand aus, die segnet. Während man daher auf der einen Seite einen Kranz von nackten Bergen sieht, die sich scharf gegen den Horizont abzeichnen und namentlich bei Sonnenuntergang in den wunderbarsten Farben leuchten, so schweift der Blick andrerseits über eine unermessliche Ebne, in deren Hintergrunde man die Thürme von Madrid erblickt. Die Berge sind, wie gesagt, ganz kahl, ohne

Baum noch Strauch, und sehr steinig, so daß man nicht die mindeste Aufforderung fühlt, sie zu besteigen, doch fehlt es in ihrer Nähe weniger als sonst im Norden Spaniens an Laub. Die Niederungen, die ihnen zunächst liegen, sind freilich nur spärlich mit Bäumen und Sträuchern bedeckt, doch hat man zwei Parks und einige Alleen angepflanzt, die der Gegend zur Zierde gereichen, wie man denn bemüht gewesen ist, die kleine Stadt, die an das Kloster angebaut worden ist, mit ihrer Umgebung zu Spaziergängen umzuschaffen. Einer der beliebtesten ist die Terrasse unmittelbar am Kloster, von der man eine weite Aussicht auf die nach Westen gelegne Ebne hat: daneben existirt aber noch eine andre in der Stadt, die jene vervollständigt und mit einem Kreis von Bergen abschließt. Außerdem aber gewinnt man von den nahe gelegnen Aussichtspunkten wieder vortreffliche Blicke auf den Escorial selbst, namentlich von einer Villa aus, die nach den Bergen zu liegt, wogegen die sogenannte silla del re (Königssitz) ohne Zweifel wohl nur einem Spiel des Zufalls ihren Namen verdankt. Von diesem Punkt aus soll nämlich Philipp II. den Bau des Escorials beobachtet haben, doch hätte er sich kaum einen ungünstigeren Punkt dazu wählen können. Die Sage scheint nur daraus entstanden zu sein, daß sich hier in dem nackten Gestein, das aus der Umgebung hervorragt, zwei Sitze zu befinden scheinen, von denen man den einen dem Erbauer des Escorials, den andern seiner Gemahlin, der Königin, zugetheilt hat. Deshalb werden sie nun auch

von leichtgläubigen Fremden als historisch merkwürdige Punkte in Augenschein genommen, wennschon der überaus schlechte Weg zu dem Stein hinauf kaum von einem Esel erklimmen werden kann, während man nur zu Fuß hinunterzukommen im Stande ist. Weit anmuthiger sind die Spaziergänge zu drei nahe gelegnen Quellen, die man mit Granit eingefasst und mit halbrunden steinernen Sitzen umgeben hat.

Außerdem wird auch während der Saison Theater gespielt und der Escorial hat, wie jede spanische Stadt, sein Casino, in dem man ein halbes Duzend Zeitungen findet. Das Theater wurde indessen gerade am Tage meiner Ankunft geschlossen und um im Casino Zutritt zu erhalten, mußte man Mitglied sein. Ich verbrachte daher die Abende regelmäßig in dem Café, das zu meinem Gasthof, der Fonda Miranda, gehörte, wo ich mit Hermann Knust Schach spielte.

Uebrigens war die Zeit, die ich hier verlebte, trotz ihrer täglich wiederkehrenden Beschäftigungen doch nicht so einförmig, als es hiernach den Anschein haben kann. Der Escorial ist ein Ort, den Niemand zu besuchen verläßt, der nach Madrid kommt. Der Eisenbahnzug, der Vormittags ankam, brachte uns daher täglich eine Anzahl von Fremden, vorzugsweise Engländer, Amerikaner, Russen und Spanier, die in unserm Gasthof ihr Frühstück einnahmen, sich den Escorial ansahen und am Abend wieder nach Madrid zurückfuhren; der interessanteste unter diesen Besuchen war aber der der Exkaiserin Eugenie von Frank-

reich, die in jenem Winter eine längere Zeit am Hof zu Madrid bei ihrer Mutter verlebte. Sie erschien im Escorial sehr anspruchslos in der Begleitung von drei jungen Damen, die man als ihre Nichten bezeichnete, und sechs Herren, unter denen sich auch der Herzog von Alba, ihr Bruder, befunden haben soll. Alle waren in Civillleidern und die jungen Damen mit zurückgeschlagenem Schleier, während Eugenie dagegen verschleiert blieb. Trotzdem habe ich sie aus geringer Entfernung längere Zeit sehr gut betrachten können und die Berichte, welche die französischen Journale von ihrer „marmornen Schönheit“ gemacht haben, nicht bestätigt gefunden. Sie ist überhaupt nicht schön, sondern eins von den Gesichtern, wie man sie in Madrid häufig sieht, mit etwas derben Zügen ohne Feinheit aber doch anmuthig. Am meisten gefiel mir ihre schlanke Figur, die bei den Spanierinnen ihres Alters eine Seltenheit ist, und ihre graziöse Haltung. Sie blieb nach dem Dejeuner, das sie in unserm Gasthof einnahm, noch etwa eine halbe Stunde und verließ dann mit ihrem Gefolge das Local, ohne daß einer von den Neugierigen, die sich auf dem Flur eingefunden hatten, um sie zu sehen, deshalb von der Bank aufstand, als sie vorüberging, oder sie grüßte. Das war aber nicht die einzige Demüthigung, die sie als gefallne Größe zu erleiden hatte: während ihres Aufenthalts zu Madrid wurden alle jene Scandalosa wieder aufgewärmt, die man sich dereinst von ihr zu erzählen mußte, als sie noch Herzogin von Teba war.

Im Escorial machte ich außerdem noch die Bekannt-

schaft eines Spaniers, der mein Wandnachbar war und längere Zeit dort blieb, wo wir uns denn bei Tische näher traten. Da er hörte, daß ich mich mit der Literatur beschäftigte, so sprach er gegen mich seine Bewunderung für Schiller aus und erzählte mir, daß er die Räuber desselben, da er nicht Deutsch verstand, aus dem Französischen ins Spanische übersetzt hätte. Das Ideal eines tugendhaften Räubers nämlich, das Schiller in seinem Drama aufgestellt hat, ist ein Gegenstand, der die Spanier vollständig electrifirt hat: es giebt kein Werk irgend eines Ausländers, welches eine so große Popularität in Spanien gewonnen hat, wie die Briganten von Sr. Schiller. So wenig ich nun auch in seinen Enthusiasmus gerade für diese Tragödie einstimmen konnte, so that ich es doch aus voller Ueberzeugung für den Dichter selbst und wir wurden bald mit einander vertraut. Er forderte mich daher auf, ein paar Damen seiner Bekanntschaft, die Frau eines militärischen Beamten im Escorial und ihre Schwester, mit ihm nach der casa del principe zu begleiten, die von allen Fremden besichtigt zu werden pflegt. Wir trafen dieselben, als wir sie abholten, mit ihrer Familie bei Tische und ich gewann dadurch einen Blick in die spanische Häuslichkeit, die freilich von der in Deutschland grundverschieden ist. Die lyrische Unordnung in einem Zimmer, in dem augenscheinlich seit Menschengedenken nicht aufgeräumt war, das unsaubre Tischzeug, die schadhafteu Meubles, die schäbigen Hausanzüge der Erwachsenen und der Kinder, ja die Zubereitung der

Speisen selbst, die auf den Tisch gebracht wurden — dies Alles bildete ein Ensemble, wie es nicht übereinstimmender aber auch nicht degoutanter gedacht werden kann.

Als ich mich verabschiedete, trat der Herr des Hauses auf mich zu und bat mich, ihn wieder zu besuchen, indem er nach spanischer Sitte hinzufügte, daß sein ganzes Haus zu meiner Disposition stände. Hiernach trug ich begreiflicher Weise kein Verlangen, doch mußte ich im Stillen über diese bedeutungslose Höflichkeitsformel lächeln, die im Verein mit einigen andern, die eben so wenig ernst gemeint sind, die Spanier in den Ruf einer großen Courtoisie gebracht hat, da sie von ihnen mit einer unglaublichen Bedanterie festgehalten und sogar von Ausländern gefordert wird. So erzählte man mir von einer deutschen Familie, die nach Madrid gekommen war und dort bei den Spaniern, mit denen sie in Verbindung treten wollte, ihre Antrittsbesuche gemacht hatte. Sie war überall mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen worden und beim Abschiede hatte man auch die ganze Wohnung bis in ihre entferntesten Schlupfwinkel gezeigt, um daran die übliche Formel zu knüpfen: dies Alles steht zu Ihrer Verfügung. Als nun aber die Spanier ihre Gegenbesuche machten und die deutsche Familie sich damit begnügte, sie zu bitten, recht bald wiederzukommen, war man nicht wenig erstaunt, daß sich hierauf Niemand mehr sehn ließ und auch keine Einladung erfolgte. Auf Erkundigung erfuhr man, daß die Spanier nur dann das Haus eines Andern besuchten, wenn sie mit jener Formel ausdrück-

lich dazu eingeladen wären. Sei dies nicht geschehn, so nähmen sie hieraus ab, daß man keinen Umgang mit ihnen haben wollte, was sie selbst denen, von denen sie zum ersten Mal besucht würden, dadurch anzudeuten pflegten, daß sie sie ohne jene Formel verabschiedeten, denn wenn man bei einer Antrittsvisite nicht mit den Worten „mein Haus steht zu Ihrer Disposition“ entlassen wird, so ist damit gemeint, daß man nicht wiederkommen soll. Sogar einen Wohnungswechsel zeigt man nicht an, ohne jene Worte hinzuzufügen. Im Uebrigen haben dieselben natürlich eben so wenig zu besagen, als das so häufig vorkommende „ich küsse Ihre Hände“ oder, was in der Schriftsprache besonders häufig ist „ich küsse Ihre Füße“.

Der Escorial wird von den Einwohnern von Madrid im Sommer aufgesucht, da dort stets eine frische und bewegte Luft herrscht, während es in Madrid schwül ist. In diesem Jahr hatte der kalte und regnerische September die meisten Gäste verschreckt: im October aber änderte sich die Scene. Der Himmel war zum großen Theil ganz wolkenlos, die Luft auffallend still und die Sonne wirkte so angenehm, als ob man sich in einem lauwarmen Bade befände. Eine Eigenthümlichkeit des dortigen Klimas schien mir auch die zu sein, daß es niemals thaut und daß der Sonnenuntergang um diese Jahreszeit noch keinen Unterschied in der Temperatur machte, denn wenn ich am frühen Morgen meine Fensterthüren öffnete, so war es nicht kälter als am Abend vorher. Das Kloster selbst

aber, daß von außen einem Zellengefängniß ähnlich sieht, wurde, seit man die Mönche daraus vertrieben hat, um so mehr von dem Publicum frequentirt. Bei der Hitze benutzte man seine geräumigen, weit ausgedehnten Corridors zu Spaziergängen und Spielplätzen für die Kinder, bei Regen und Kälte suchte man sie auf, um sich davor zu schützen. An die Mönche erinnerte freilich nichts mehr als ein großes cabinet d'aisance mit nicht weniger als zwanzig Abschlagen im ersten Stockwerk, das von ihrer vortrefflichen Verdauung Zeugniß ablegt und vom Publicum fleißig benutzt wurde.

V.

Ein Stiergefecht in Madrid. Toledo.

Den größten Theil des October hatte ich im Escorial zugebracht: als aber gegen Ende des Monats wieder Regenwetter eintrat und die Sommergäste bis auf den letzten Mann unsern Gasthof geräumt hatten, während der Zuspruch von Madrid aus ins Stocken gerieth, da wurde es mir in dem großen Speisesaal unheimlich zu Muth und ich beschloß, vor dem Anbruch des nahe bevorstehenden Winters noch einen Besuch in Toledo zu machen, um auch die dortige Bibliothek kennen zu lernen. Ich fuhr daher, nachdem sich der Himmel wieder aufgehehlt hatte, aus dem Escorial ab, wo der Schnee bereits

auf den Bergen lag, und kam gerade früh genug nach Madrid, um ein Stiergefecht mit anzusehen, wie sie dort an jedem Sonntag Nachmittag im Frühjahr und Herbst gegeben werden: im Hochsommer und im Winter werden sie ausgesetzt; wenigstens werden im Winter bei günstigem Wetter nur Neckereien mit den Stieren vorgenommen, bei denen kein Blut fließt. Im Ganzen aber sind die Stiergefechte in Spanien so sehr beliebt, daß es keine nur einigermaßen bedeutende Stadt giebt, die nicht einen Platz dafür hätte: sogar nach Cuba hat man sie verpflanzt und wo sich die Spanier sonst in Amerika angesiedelt haben, da haben sie ihre Stiergefechte eingeführt, die man in der That ein echtes Nationalfest nennen kann. Auch im südlichen Frankreich hat die Erhaltung von römischen Amphitheatern dazu beigetragen, den Stiergefechten eine Stelle zu sichern und man hat dergleichen bis zum Beginn des letzten Krieges zu Nîmes und zu Arles in denselben abgehalten, doch, dem humanen Character des französischen Volks gemäß, ohne daß dabei weder ein Stier noch ein Mensch verwundet wurde. In Spanien ist dies freilich anders, denn der Tod von einer Anzahl von Stieren und doppelt so vielen Pferden ist hier eine unerläßliche Bedingung.

Trotzdem, daß ich mir von einer so eigenthümlichen Belustigung wenig Genuß versprach, konnte ich doch der Neugier nicht widerstehn und benutzte die Gelegenheit, um eins der letzten Stiergefechte des Jahres 1871 zu sehn, da ich wußte, daß dieselben kurz darauf geschlossen

und erst zu einer Zeit wieder eröffnet wurden, in der ich wahrscheinlich schon Spanien verlassen hätte. Es war doch jedenfalls auch eine Antiquität aus der Römerzeit und schlug schon in sofern in mein Fach.

Der Circus war bis auf den letzten Platz gefüllt und zur festgesetzten Stunde trat die Prozession der Stierkämpfer in mittelalterlichem Costüm ein, von zwei Reitern angeführt, die schwarze Dominos und Barette mit Federn trugen. So näherte sie sich dem Platz des Vorsitzenden und erhielt von diesem die Schlüssel zu dem Verschlag, in dem sich die Stiere befanden. Dann wurde derselbe geöffnet und ein Stier trat daraus hervor. Das Thier war sichtlich vom Sonnenlicht geblendet und so inoffensiv gestimmt als möglich. Die erste Abtheilung seiner Peiniger versuchte ihn daher zu reizen, indem man ihm rothe Tücher vorhielt, die der Stier auf seine Hörner nahm, ohne dabei jemand ein Leides zuzufügen, denn einestheils waren seine Bewegungen zu ungeschickt, als daß er seinen Gegnern, wenn sie bei Seite sprangen, sogleich zu folgen im Stande war, anderntheils erreichten diese mit leichter Mühe die vor den Sitzplätzen befindliche Barriere, hinter der sie sich verbargen. Hierauf erschienen Andre, die den Stier, indem sie, wie dies überhaupt Gesetz ist, jeden Angriff von vorn, niemals von der Seite oder von hinten aus machten, mit Pfeilen bewarfen, so daß das Thier aus einer Menge von Wunden blutete, aber auch bei dieser schmerzhaften Procedur habe ich nicht bemerkt, daß der Stier auf einen seiner Peiniger einen nachhaltigen

Angriff gemacht hätte. Es schien in der That, als ob der Blick eines Menschen, der ihm gegenübertrat, für ihn etwas Faszinirendes hatte und er ertrug diese blutigen Neckereien mit wunderbarer Resignation. Man schritt daher zu dem dritten Mittel und es sprengten nach einander zwei Reiter auf Pferden, denen man, damit sie nicht scheu wurden, die Augen verbunden hatte, auf den Stier los, indem sie ihm ihre Lanzen in den Leib stießen, aber auch jetzt machte der Stier noch keinen Angriff auf die Reiter sondern nur auf die Pferde, denen er mit seinen Hörnern den Bauch aufschlitzte, so daß die Eingeweide herausgingen, und auf diesen Thieren ritten die Stierkämpfer noch so lange im Circus umher, bis sie unter ihnen zusammenbrachen. Dabei kam es allerdings vor, daß das Pferd von dem Stier, während er es angriff, hart an die Barriere gedrängt wurde, wobei der Reiter einige Contusionen erlitt, aber verwundet wurde er nicht, denn er wurde dann von den Seinigen über die Barriere gezogen und überließ das Pferd, in dessen Eingeweiden der Stier, nachdem es zu Boden gefallen war, noch zu wühlen pflegte, seinem Schicksal. Zum Schluß endlich trat der Matador auf, um dem abgeheßten und blutenden Stier den Todesstoß zu geben, wo ich mich nicht genug darüber verwundern konnte, mit welcher Ruhe er, den rothen Mantel, unter dem er das Schwert verbarg, um den linken Arm geschlungen, dem Stier Secunden lang gegenübertrat, um die Stelle am Rückgrat zu erspähen, wo er ihn treffen wollte, während das Thier ihn an-

glozte, ohne irgend einen Angriff auf ihn zu machen. Dann stieß er ihm seinen Degen in den Nacken und der Stier sprang auf ihn zu, hatte aber in der Regel nicht mehr die Kraft, ihn zu verfolgen, sondern taumelte noch einige Schritte und brach dann zusammen. Auf diesen Moment war nun die Theilnahme des Publicums, die sich während des Schauspiels mit jedem neuen Stadium der Tortur steigerte, aufs Höchste gespannt. Wenn dem Matador sein Stoß so gut gelungen war, daß er die Stelle, die jeder Zuschauer zu kennen schien, genau getroffen hatte, so erschallte von allen Seiten ein lebhaftes Bravo: hatte er dieselbe verfehlt, so wurde er verhöhnt und mußte seinen Angriff wiederholen, bis er das Thier getödtet hatte.

Dies Schauspiel wurde nun an jenem Nachmittag, ohne daß das Publicum ermüdete, viermal wiederholt und es wurden dabei vier Stiere und acht Pferde geopfert: als aber zum Schluß ein junger Stier, der noch nicht die Kräfte zu längerem Widerstand zu haben schien, die Arena betrat, gab sich die allgemeinste Unzufriedenheit kund. Er wurde vollständig ausgepiffen, man warf, um einen ferneren Kampf unmöglich zu machen, Stühle und Bänke in den Circus hinab und das Schauspiel hatte ein Ende.

Auf mich hat das Ganze durchaus nicht den Eindruck eines Gefechts gemacht, in dem man sich unwillkürlich für den Sieger interessirt: auch nennen es die Spanier nicht so, sondern sprechen nur von einer *corrida*, einer Heze,

nicht von einem Kampf. Ich interessirte mich weit mehr für das harmlose Thier als für seine brutalen Peiniger, die es zu Tode quälten und ich würde nur eine gerechte Strafe darin gesehn haben, wenn er statt des rothen Tuchs, das man ihm vorhielt, einen von ihnen auf seine Hörner genommen hätte, aber dieser Fall kommt selten vor und die Gefahr, in der die sogenannten Stierkämpfer schweben, ist lange nicht so groß, wie man glaubt, wenschon allerdings für den Fall, daß jemand von ihnen ums Leben kommt, bei jedem Stiergefecht ein Priester zugegen ist, der ihm die letzte Delung geben kann. Die Spanier empfinden aber in diesem Punkt anders. Bei ihnen werden die Stierkämpfer bewundert und einer derselben soll sich sogar der speciellen Gunst der Herzogin v. Teba, der späteren Kaiserin Eugenie, zu erfreuen gehabt haben: sie achten sie nicht geringer als ihre Sängere, Schauspieler und Tänzer. Trotzdem habe ich doch unter den Gebildeten nur Eine Stimme darüber gefunden, daß diese raffinirte Thierquälerei nur als ein Ueberbleibsel barbarischer Zeiten zu betrachten sei, das mit unsrer Civilisation in starkem Widerspruch stände und zur Ehre der Spanierinnen muß ich constatiren, daß ich wenig Frauen aus den gebildeten Ständen im Circus bemerkt habe, der überhaupt zum größten Theil von Männern angefüllt war. Auch der Hof war nicht gegenwärtig: man hatte den König Amadeo bei seiner Rundreise durch die Provinzen dergestalt mit Stierkämpfen, bei denen er den Vorsitz führen mußte, regalirt, daß er ihrer, wenn er

jemals eine Neigung dafür gehabt hat, wahrscheinlich überdrüssig geworden war.

Ich blieb noch einen Tag in Madrid, den ich dazu benutzte, um den botanischen Garten zu besuchen, wo man an der Menge herrlich grünender Bäume den Herbst gar nicht spürte, ja ich sah mich durch die Sonnenwärme veranlaßt, den Schatten aufzusuchen, um in der Nähe eines Springbrunnens die Kühlung zu genießen. Leider hatte ich dabei zu meinem Sitz eine hölzerne Bank gewählt, mit der ich unversehens in einen Graben hinabrollte, der zum Glück wasserleer war: sonst hätte mir diese Unachtsamkeit übel bekommen können. Im Ganzen thut man nämlich wohl, in Spanien nur die steinernen Banken zu benutzen, da sie allein einige Consistenz haben: die hölzernen werden, wenn sie schadhaft sind, nicht ausgebessert und bleiben so lange im Gebrauch des Publicums, bis sie zerbrochen sind.

Beim Zusammenpacken meiner Sachen vermißte ich eine Bürste, was mir in sofern unangenehm war, als ich mich dadurch vorläufig außer Stande sah, mir meine Kleider zu reinigen, ein Geschäft, welches man in den Gasthöfen ausschließlich den Reisenden überläßt, denn von dem dienstthuenden Personal erhält man nur seine Stiefeln geputzt und auch dies nicht ohne Ausnahme, in welchem Fall man denn genöthigt ist, sich dieselben auf der Straße von den dort stationirten oder herumziehenden Stiefelputzern bearbeiten zu lassen: die Kleider muß man sich selbst bürsten oder sie bleiben, was mir sehr häufig

der Fall zu sein schien, ungebürstet. Ich klingelte daher nach dem Zimmerkellner: er konnte aber nicht kommen, denn er war im Theater. Nach dem Mittagessen nämlich, um sieben oder spätestens um acht Uhr, beginnt in einem spanischen Hotel die Erholungszeit für das dienende Personal: dann gehen die Kellner entweder spazieren oder sie begeben sich ins Theater, von wo sie vor Mitternacht nicht zurückkommen. Der Besitzer unsres Gasthofs war nun überdieß Theaterunternehmer. Er hatte in der Nähe unsres Hotels eine Bühne eingerichtet, auf der jeden Abend kleine Lustspiele gegeben und ein Cancan getanzte wurde, den er überdieß noch in seinen unanständigsten Stellungen auf dem Theaterzettel abbilden ließ und an den Straßenecken ankündigte. Da nun die Dienerschaft des Hotels ohne Zweifel freien Eintritt hatte, so war es erklärlich, daß sie Abends zwischen acht und zwölf Uhr, so lange das Theater währte, auswanderte. Ich erhielt daher über das Schicksal meiner Bürste keine Auskunft und habe auch später, als ich aus Toledo zurückgekehrt war, trotz wiederholter Nachfrage nicht erfahren, was aus ihr geworden ist.

Unser Weg nach der alten Hauptstadt Castiliens führte uns bei Aranjuez vorüber, das freilich zumal in jener Jahreszeit einen trübseligen Eindruck machte. Der Spätherbst hatte die Bäume, die in Madrid noch grüntem, zum einen Theil gefärbt, zum andern entlaubt und der Hauptreiz des Orts war somit geschwunden, denn Aranjuez ist gerade dadurch hervorstechend, daß es an

den Ufern des Tajo einen stark belaubten schattigen Park hat, während meilenweit in der Runde weder Baum noch Strauch wächst. Hier haben sich die Könige von Spanien daher ein Lustschloß gebaut und der Hof verbringt auch jetzt dort noch einige Zeit im Sommer. Das Ganze machte aber, auch abgesehen von der ungünstigen Jahreszeit, auf mich einen kümmerlichen Eindruck und dasselbe wurde mir von Andern bestätigt, die es näher kennen gelernt haben. Die Parkanlagen waren offenbar schlecht im Stande gehalten, die Gebäude sind von der gewöhnlichsten Art und ohne allen Schmuck, das Schloß selbst ohne bemerkenswerthe Zierde: ein Vergleich mit Pankow und dem Schönhauser Park würde jedenfalls zu Gunsten des Letzteren ausfallen.

Sehr imposant ist dagegen die Lage von Toledo, das auf einem hohen Bergrücken am Tajo erbaut ist, wo dieser aus einem engen Felsenthor hervorbricht und sich in die Ebene ergießt. Bei der Anlage dieser merkwürdigen Stadt hat man nämlich die Terrainschwierigkeiten ebenso wenig beachtet, wie bei der von Genua, wo man ein vollständiges Gebirge zu einer Stadt umgeschaffen hat. So ist auch in Toledo nicht allein die kleine Ebene bebaut, die auf dem Berge liegt, sondern auch seine mannigfachen Windungen, Abdachungen und Schluchten, so daß man sich ohne Führer in diesem Gewirr von engen Straßen nicht zurechtfinden kann. Bei einigen derselben begreife ich kaum, wie wir mit unserm Omnibus hindurchgekommen sind: so viel ist gewiß, daß an Aus-

weichen wenigstens nirgend zu denken war. Auch glaube ich nicht, daß außer dem Omnibus, der zur Eisenbahn fährt, irgend ein Wagen in Toledo existirt.

Meine Wohnung nahm ich in der fonda de Lino, dem einzigen Hotel, das von Ausländern besucht wird. Es blieb mir daher keine Wahl. Die Aufnahme zeigte mir freilich, daß ich an den Endpunkt einer Eisenbahn gelangt war und keinen Schritt weiter hätte thun können, ohne in ein völlig unwirthliches Terrain zu gerathen: hier war offenbar die Grenze. Ich erhielt nämlich schon ein Zimmer, wie man es in einem deutschen Gasthof kaum einem Bedienten angeboten hätte. Es war klein, mit rothen Mauersteinen gepflastert und enthielt außer einem Bett und zwei Stühlen nur noch einen Tisch und das Gestell zu einem Sopha, auf dem aber die gesammte Ausfüllung von Kissen und Polstern fehlte. Das einzige einigermaßen elegante Meuble war ein Nachttopf, für den deshalb vermuthlich auch kein Nachttisch vorhanden war: er war ganz frei wie eine Vase zum Schmuck des Zimmers aufgestellt. Unter meinem Fenster, das auf den Hof hinaus ging, befanden sich die Pferde- und Eselsställe, was weder für die Ruhe noch die Atmosphäre desselben zuträglich war, zum allgemeinen Gebrauch aber für sämtliche Bewohner des Gasthofs war ein cabinet d'aisance bestimmt, das, wenn schon einem in Spanien in diesem Punkt viel zugemuthet wird, doch jeder Beschreibung spottet. Uebrigens verstand es sich von selbst, daß ich für meine Behausung eben so viel

zahlte, wie für ein Zimmer im besten Gasthof zu Madrid.

Mein erster Gang war zu Sr. Foradada, dem Vorsteher der erzbischöflichen Bibliothek, die jetzt auch in die Hände des Staats übergegangen war. Ich brachte ihm ein Empfehlungsschreiben aus Madrid und wurde äußerst freundlich von ihm empfangen, indem er versicherte, daß es dessen gar nicht bedurft hätte, da er es auch daohne für seine Pflicht hielte, mir in jeder Weise gefällig zu sein. Dann machte er mir einen Gegenbesuch in meinem Gasthof und empfand ein menschliches Rühren, als er sich mein Zimmer ansah. Er bot mir an, mir für den halben Preis in einem Privathause bessere Wohnung und Kost zu verschaffen; da ich indessen im Stillen die Hoffnung hegte, Toledo bald wieder verlassen zu können, so nahm ich dies nur für den Fall eines längeren Aufenthalts an, der glücklicherweise nicht eintrat. Dann lud er mich zu einem Spaziergang am Fuß des Berges ein, wo ich die gute Gesellschaft von Toledo versammelt fand. Es waren viel mehr Geistliche darunter als in Madrid, wo man überhaupt wenige zu sehn bekam, die Damen schienen aber von ihren Fächern so unzertrennlich zu sein, daß sie sie sogar nach Sonnenuntergang gebrauchten, wo es schon empfindlich kühl wurde, denn Toledo liegt sehr hoch und das Klima ist von dem in Madrid merklich verschieden. Dabei hatten sie eine eigenthümlich altfränkische Art der Begrüßung. Wenn sie sich nämlich bewillkommeneten oder verabschiedeten, so küßte die jüngere der älteren zuerst

die rechte, dann die linke Wange, die ihr hingehalten wurde, was bei größeren Gesellschaften, wenn dies die Reihe herumging, viel Zeit wegnahm. Diese Sitte, die, wie ich glaube, in Spanien allgemein ist, wird von den Meisten lächerlich gefunden und erregt, wenn sie auf dem Theater nachgeahmt wird, jedesmal die Heiterkeit des Publicums. Sie scheint aber unvertilgbar zu sein.

Da ich mich mit Foradada verabredet hatte, daß wir uns am nächsten Morgen auf der Bibliothek treffen wollten, so stellte ich mich pünktlich um 9 Uhr ein und erhielt sowohl vom Portier, wie vom Bibliothekdiener und einem Bibliothekar, den ich dort fand, auf meine Frage, ob Sr. Foradada bereits da sei, übereinstimmend die Antwort, er würde sogleich kommen. Ich unterhielt mich daher einige Zeit mit dem Letzteren, der augenscheinlich wenig zu thun hatte und überdieß an den Augen litt, und bekam eine lange Jeremiade über die traurige Lage der Gelehrten, besonders aber der Bibliothekare in Spanien zu hören, die man bei einer kärglichen Besoldung noch an Allem Mangel leiden läßt, was sie bedürfen, sogar an Papier und Dinte. Dazu kommt nun noch die Unsicherheit ihrer Stellung, die bei jedem der unzähligen Ministerwechsel bedroht wird, da diese, die an ihrer Stelle allmächtig sind, jeden Beamten ihres Ressorts vom vortragenden Rath bis zum Thürsteher ihres Hotels entlassen können, und der Einschub von ganz ungebildeten und unbrauchbaren Elementen, denn da in Spanien Alles von der Protection abhängt und man bei keinem Amt eine Vor-

bildung verlangt, so kann gelegentlich auch ein Stierkämpfer Bibliothekar werden, ja dieser noch eher als ein Gelehrter, da es weit mehr Stierkämpfer giebt als Gelehrte.

Unter solchen Gesprächen wartete ich volle zwei Stunden vergeblich und bat endlich, jemand auszuschicken, um zu ermitteln, wo sich Foradada befände, wozu sich der Bibliothekdiener, der sonst in der Welt Gottes nichts zu thun hatte, — denn die Bibliothek, in der sich Niemand weiter befand, war wie ausgestorben, — nach langem Zögern bereit finden ließ. Inzwischen aber trat der Chef der Bibliothek ein, von dem man mir erzählt hatte, er wäre krank. Voll Freude über diesen glücklichen Zwischenfall ließ ich mich ihm vorstellen und bat ihn, mir einige Handschriften, deren Existenz mir durch ein schriftliches Zeugniß des königlichen Commissars Sr. Octavio, der dieselben bei seiner Revision bemerkt hatte, verbürgt war, zur Benutzung herauszugeben. Das aber machte ihn sehr ungehalten. „Wie können Sie verlangen,“ sagte er zu mir, „daß ich Ihnen eine Handschrift aus einer Bibliothek gebe, in der Alles in Unordnung ist? dort steht kein Stück am rechten Platz und einen Catalog habe ich auch nicht. Woher weiß Octavio überhaupt, daß sich die Handschriften, die hier verzeichnet sind, auf meiner Bibliothek befinden? Ich glaube es nicht, will aber nachsehn lassen, wenn Sie morgen um diese Zeit einmal wieder anfragen wollen.“ Ich erwiderte, daß ich dann einen ganzen Tag verlieren würde. „Und ich“ erwiderte er mir, „verliere die Geduld bei

einem Geschäft, wo es mir an jeder Unterstützung fehlt und wo ich kein Ende absehe.“

In diesem Augenblick trat der Bibliothekdiener ein und meldete mir, daß mich Sr. Foradada auf seiner Bibliothek, die sich unmittelbar neben jener befand, auf der ich so lange gewesen war, schon seit zwei Stunden erwartete. Ich fiel aus den Wolken. Jetzt begriff ich, daß ich mich überhaupt an der unrichtigen Stelle befand und daß der Chef dieser Bibliothek vollkommen Recht hatte, wenn er leugnete, daß sich die von mir gesuchten Handschriften unter seinem Büchervorrath befänden, aber er hatte gänzlich übersehn, daß sie auf dem von mir ihm übergebenen Memorial als auf der erzbischöflichen Bibliothek befindlich angegeben waren, die, da sie von der seinigen vollständig getrennt war, ihn überhaupt nichts anging. Dies war erklärlich, aber was konnte die drei Beamten jener Bibliothek dazu vermögen, mir einstimmig zu erklären, Sr. Foradada würde sogleich erscheinen, da sie doch recht gut wissen mußten, daß er zu ihnen überhaupt nicht kam, sondern stets im Nebenhause auf der sogenannten biblioteca del transito beschäftigt war, wo sie ihn auch suchen ließen? Hierauf erteilte mir ein witziger Franzose in Madrid die Antwort, daß die Spanier die Wahrheit nur wider besseres Wissen zu sagen pflegten: ihr eigentliches Element wäre die Unwahrheit, und wenn dies auch übertrieben sein mag, so ist doch so viel gewiß, daß man von Niemand so viel unzuverlässige Nachrichten erhält, wie von ihnen. Dies

aber kommt, glaube ich, zum großen Theil daher, weil sie höchst selten eingestehn, daß sie etwas, und wenn es auch das Gleichgültigste ist, nicht wissen: lieber lügen sie. So habe ich oft, wenn ich mich nach dem Wege erkundigte, eine ganz falsche Weisung erhalten, was gewiß nicht deshalb geschah, weil mich der Gefragte in die Irre schicken wollte, sondern weil er ihn selbst nicht wußte und mir sagte, was ihm gerade einfiel.

Auf der Bibliothek, welcher Foradada vorstand, fand ich denn sehr bald die eine Hälfte der gesuchten Handschriften, da ich ihre Nummer genau anzugeben mußte: die andre war aber nach Madrid in die königliche Bibliothek geschafft worden, wo sie schwerer herauszufinden waren. In Toledo nämlich hatte man ein Verzeichniß der nach Madrid abgelieferten Handschriften, in Madrid aber keins von denen, die man empfangen hatte. Sie standen sämmtlich ungeordnet in einem großen Schrank, wo man sich denn die Nummer heraussuchen konnte, die man brauchte.

Im Uebrigen waren, wie ich es erwartet hatte, die Handschriften, die ich kennen lernen wollte, nicht so werthvoll, als man vermuthen konnte und ich bat um den Catalog, um fernere Nachforschungen zu machen. Foradada erwiderte mir, daß kein solcher existirte, aber noch zur rechten Zeit fiel mir ein, daß Hänel in seinem Buch über die Handschriften auf den europäischen Bibliotheken ausdrücklich den Catalog des Mönchs Frias zu Toledo erwähnt hatte, den er auch wörtlich abdrucken ließ. Ich

überraschte daher den Bibliothekar mit der Mittheilung, daß es wirklich doch einen Catalog für die Handschriften auf seiner Bibliothek gäbe, der sich denn auch, sehr sorgfältig geschrieben, in zwei großen Folioebänden vorfand. Somit konnte ich denn die Bibliothek mit dem wohlthuenenden Bewußtsein verlassen, Sr. Foradada für seine Gefälligkeit einen wesentlichen Gegendienst geleistet zu haben.

Die Bibliothek wurde übrigens alle Tage schon Mittag um ein Uhr geschlossen: ich hatte also noch fünf Stunden vor Tages Zeit, mir die sonstigen Merkwürdigkeiten von Toledo zu betrachten, unter denen die Cathedrale, eins der kolossalsten kirchlichen Bauwerke, die erste Stelle einnimmt, aber daneben machte auch die Kirche San Juan de los Reyes auf mich einen sehr wohlthuenenden Eindruck: sie tritt zu der majestätischen Schwere, die im Baustyl der Cathedrale herrscht, durch die unnachahmliche Grazie und Leichtigkeit, die in ihrer Säulenstellung herrscht, in einen herrlichen Gegensatz. Die Synagoge nuestra Señora del Transito ist merkwürdig durch ihren Plafond, zu dem man das Holz von den Cedern des Libanon genommen haben soll und interessant durch die Lage, da man von dem Vorplatz aus nicht nur eine treffliche Uebersicht über das wilde Felsenthal gewinnt, welches der Tajo durchströmt, sondern auch einen Blick über die Befestigungen der Stadt, deren Lage mit der des Königssteins in Sachsen verglichen werden kann. Auch die königliche Waffenfabrik, die etwa eine Stunde von der Stadt am Tajo liegt, besuchte ich und als ich hörte, daß das

Eisen, welches hier zu den berühmten Toledanischen Klinge verarbeitet wird, schon seit den Zeiten des Cid Campeador aus Deutschland bezogen wurde, gab ich hocherfreut meinem Führer für diese Nachricht eine Peseta und verließ Toledo mit erhöhtem Stolz auf mein Vaterland.

VI.

Madrid im Winter 1871—72.

Als ich nach Madrid zurückkehrte, nahm ich mir vor, in den nächsten Wintermonaten, November, December und Januar, die Stadt nicht mehr zu verlassen, denn aus Allem wurde mir klar, daß die Jahreszeit zum Reisen in Spanien nicht mehr geeignet war. Diese Bemerkung drängte sich mir schon bei meiner Abreise nach Toledo auf, denn als ich Morgens um sechs Uhr aufbrechen wollte, fand ich in meinem Gasthof noch Alles im tiefsten Schlaf. Ich mußte den Portier wecken und dieser mit vieler Mühe einen Burschen, der meinen Koffer wegzutragen hatte: die Rechnung aber konnte ich damals noch nicht bezahlen, denn der Secretär zog es vor, so lange im Bett zu bleiben, bis ich abgereist war. Noch übler ging es mir bei meiner Abreise aus Toledo, denn ich konnte Morgens um sieben Uhr in der ganzen Stadt noch keine Tasse Kaffee oder Chocolate bekommen, da sämtliche Läden geschlossen waren. Auch auf dem Bahn-

hof wurde dergleichen nicht verabreicht noch auf den Zwischenstationen, so daß ich bis um Mittag, wo ich in Madrid ankam, nüchtern bleiben mußte, für einen kühlen Herbstmorgen eine sehr unerquickliche Situation.

Ich richtete mich daher in meinem Gasthof zunächst auf den Winter ein, indem ich mir ein Zimmer mit einem ganz neuen, möglichst warmen Teppich aussuchte. Auch war die Ausstattung, die offenbar für eine Dame berechnet war, nicht ohne Eleganz. Den Blumenstücken, die in den Teppich eingewirkt waren, entsprach ein kleiner runder Tisch vor dem Lehnstuhl, auf dem man ebenfalls ein Rosenbouquet sah, von bronzenen Arabesken eingefast. Sonst hatte ich außer dem Bett noch zwei Stühle, mit rothem Corduan überzogen, und zwei Tische mit Steinplatten. Es fehlte allerdings ein Schrank für meine Kleider, eine Commode für meine Wäsche und ein Repositorium für meine Bücher, aber auf dergleichen Luxusgegenstände lernt man in Spanien verzichten. Ich wäre dennoch in dieser Wohnung geblieben, wenn sie nur einen Camin gehabt hätte, denn dieser wurde mir mit der Zeit unentbehrlich. Der December trug nämlich in Madrid etwa den Character des deutschen Octobers: so lange die Sonne schien, war die Luft so warm, daß man die Fenster öffnen konnte und alle Welt auf die Straßen und Spaziergänge hinausströmte; vor Sonnenauf- und nach Sonnenuntergang wurde es dagegen empfindlich kalt. Gleichwohl war die Einwirkung der Sonnenstrahlen noch so stark, daß man in den Wohnungen, die nach Osten

lagen, überhaupt nicht zu heizen brauchte: unser Hotel aber lag nach Norden, woher sich in demselben allmählich eine so kalte Temperatur verbreitete, daß ich selbst im December und Januar öfters die Fenster öffnete, um wärmere Luft hereinzulassen. Am unangenehmsten aber empfand ich die Kälte während der Morgenstunden, was die Spanier dadurch vermieden, daß sie vor elf Uhr nicht aus dem Bett aufstanden. Dann aber eilten sie sogleich ins Speisezimmer, um sich an einem eisernen Ofen, der in der Mitte desselben stand, zu erwärmen, denn die Zimmer mit einem Camin gehörten in unserm Hotel mit zu den Seltenheiten und erstreckten sich nicht über das erste Stockwerk hinaus: der größte Theil der Gäste wohnte in Zimmern, die nicht geheizt werden konnten. Da ich indessen drohte, daß ich das Hotel verlassen würde, wenn ich kein heizbares Logis erhielt, so räumte man mir ein großes Schlafzimmer mit einem kleinen Wohnzimmer ein, welches letztere einen Camin hatte.

Nun hat aber ein jeder Wechsel der Schlafstelle in Spanien seine Unzuträglichkeiten. Die Bettstellen, die ganz frei stehn und vermuthlich des Ungeziefers wegen von der Wand abgerückt sind, haben sehr niedrige, zum Theil gar keine Seitenwände und die Decken, in die man sich einhüllen soll, sind oft so ungeschickt aufgepackt, daß man auf eine schiefe Ebene zu liegen kommt und auf die Erde zu fallen fürchten muß. Es dauert daher einige Zeit, bis man sich auf einem neuen Lager zurechtfindet und die Decken so arrangirt hat, wie man sie brauchen kann. Auch

ich war daher in der ersten Nacht, die ich in meinem neuen Schlafzimmer zubrachte, mehrmals aufgestanden, um mein Bett in Ordnung zu bringen und war schließlich in demselben doch nicht warm geworden. Ich freute mich daher, als ich hörte, daß der Camin in meinem Wohnzimmer geheizt wurde, auf eine gemüthliche Kaffeestunde und sah mich sehr unangenehm getäuscht, als ich das Wohnzimmer kalt und, was viel schlimmer war, mit Rauch angefüllt fand. Ich rief den Kellner, der nichts Besseres thun zu können meinte, als indem er den Camin, in dem eine schwache Flamme loderte, um dieselbe anzufachen ganz voll Holz packte, aber jetzt erhob sich ein Qualm, als ob das Haus in Flammen stand. Nachdem wir uns überzeugt hatten, daß dies nicht der Weg war, den man einschlagen mußte, um das Zimmer zu erheizen, was Sr. Manuel in der ersten halben Stunde durchaus noch nicht glauben wollte, wurden die halbverkohnten Stücken Holz aus dem Camin gerissen, in das Zimmer geworfen und Fenster und Thüren aufgesperrt, um den Rauch zu entfernen. Ich flüchtete mich, da ich weder in meinem Schlaf- noch in meinem Wohnzimmer bleiben konnte, zu meinem Landsmann, dem österreichischen Kaufmann, mit dem ich auf demselben Flur wohnte, trug aber in Folge von Erkältung eine Heiserkeit davon, die drei Tage anhielt. Der Besitzer des Gasthofs aber war jetzt erst darauf aufmerksam geworden, daß die Camine in seinem Hotel für den nächsten Winter überhaupt noch nicht gereinigt waren, woran er mit echt spanischer Fahrlässigkeit gar nicht gedacht hatte.

Trotz dem, daß dies nun, wenn schon in sehr unvollkommener Weise, geschah, so hatte mich dieser Vorfall doch verstimmt und ich versuchte mir eine andre Wohnung in der Nähe der Bibliothek zu verschaffen, aber die Zimmer, die in den Hotels, unter denen ich die Auswahl hatte, nach der Sonnenseite zu lagen, waren bereits in Beschlag genommen und in festen Händen: ein andres aber würde mir vor einem rauchenden Camin keinen Schutz geboten haben. Sogar Freund Lemming, der mich überall mit Rath und That unterstützte, konnte mir nicht helfen. Er hatte sich eine Wohnung von zehn Piecen gemiethet, mehr als ausreichend für seine Bedürfnisse, und ich bat ihn, mir zwei davon einzuräumen. Leider aber war unter dieser Menge von Zimmern, wie das in Spanien häufig vorkommt, nur eins, das geheizt werden konnte und dies gebrauchte er natürlich selbst. Ich war daher genöthigt, in meinem Gasthof zu bleiben und fand die beste Unterstützung meiner Lage an dem warmen Winter, den wir in Madrid hatten, denn wenn ich auch später, wo ich Sr. Manuel nicht mehr bemühte und das Einheizen selbst übernahm, nur vergebliche Versuche machte, meinem Camin das Rauchen ganz abzugewöhnen, so konnte ich doch, wenn ich es mit Vorsicht that, oft genug die Balconthüren während dessen öffnen, ohne mich zu erkälten.

Inzwischen war es auch in unserm Gasthof lebendiger geworden und die table d'hôte war so besucht, daß der Platz in dem geräumigen Speisezimmer kaum ausreichte. Die Mitglieder der italienischen Oper, die ihre Vor-

stellungen schon im October begann, hatten sich nämlich größtentheils dort eingemietht und nahmen die linke Seite des Tisches beinah ausschließlich für sich in Anspruch. Am meisten stach unter ihnen die Primadonna Gra. Urban hervor, eine Amerikanerin von französischen Eltern, die sich mit einem gebornen Baiern aus München verheirathet hatte. Er war Arzt und hatte seine Praxis in Newyork aufgegeben, um seine Frau auf ihren Kunstreisen durch drei Welttheile, Europa, Asien und Amerika, zu begleiten. Gra. Urban hatte ein sehr ausdrucksvolles, interessantes Gesicht und sprach ein äußerst wohlklingendes Italienisch, wie man es nur von einer Sängerin hören kann. Neben ihr fesselten zwei Tänzerinnen, sehr hübsche Mädchen aus Mailand, die Aufmerksamkeit, ebensowohl durch die Anmuth ihres Aeußern, mit dem sie den Spanierinnen eine sehr gefährliche Concurrenz machten, wie durch den feinen Tact, mit dem sie sich zu benehmen wußten, wobei ihnen freilich ihre soziale Stellung zu Hülfe kam, denn man hegt in Spanien nicht das Vorurtheil gegen Schauspielerinnen und Tänzerinnen, wie in Deutschland, sondern betrachtet ihre Kunst als einen Erwerbszweig wie jeden andern, ohne daß man sich um das Privatleben der Künstlerinnen kümmert, die auch in Madrid nur als vorübergehende Gäste aufzutreten pflegen. Die Gesellschaft nämlich, zu der noch einige junge Damen unsrer table d'hôte, die in Nebenrollen auftraten, aber auch charakteristisch genug waren, mit dem entsprechenden männlichen Personal gehörten, stand unter der Leitung eines Unter-

nehmers und hatte bereits in Montevideo und Constantinopel ihre Vorstellungen gegeben. Es war die Rede davon, daß sie im nächsten Jahr in Alexandria auftreten wollte.

Die rechte Seite der Tafel, die in Form eines Hufeisens gedeckt war, nahmen die Spanier ein und hier konnte ich deutlich den Unterschied in der Sprache beobachten, der entschieden zu Gunsten der italienischen ausfiel, ja das Spanische erschien mir mit seiner Menge von consonantischen Endungen oft nur wie ein corrumpirter italienischer Dialect.

Das Centrum behaupteten die Franzosen und die Deutschen, unter denen freilich im Ganzen wenig Sympathie herrschte. Es war klar ersichtlich, daß uns die Franzosen beinah durchweg mit einem stillen Ingrimme betrachteten und jeden Verkehr mit uns vermieden, doch fehlte es auch nicht an Ausnahmen. Eine Französin in mittleren Jahren, die auf ihrem Landhause, da sie ihr Eigenthum nicht im Stich lassen wollte, die Belagerung von Paris mit durchgemacht hatte, rühmte ganz offen das Benehmen der deutschen Einquartirung, die mit aller möglichen Rücksicht verfahren war, und ein junger Franzose, ein Handelsreisender aus Valence, der längere Zeit mein Tischnachbar war, näherte sich mir in so freundlicher Weise, daß wir trotz der Feindschaft unserer Völker auf eigne Hand einen Freundschaftsbund schlossen. Allerdings hatte er eine sehr liebenswürdige Persönlichkeit. Er hatte viel erlebt, war geistig höchst angeregt und be-

faß die Gabe der Unterhaltung in hohem Grade. Besonders amüſant war es, wenn er auf Spanien zu ſprechen kam, daſ er genau kannte. „Ich begreife nicht“, ſagte er einmal zu mir, „waſ man ſich in Deutschland noch für Vorſtellungen von Spanien macht! Ihr ſcheint es allein auſ dem Calderon zu kennen und ſeid im Stande, eine Vergnügungsreiſe hieher zu unternehmen. Wir leſen ſtatt deſſen den Gil Blas und betrachten es alſ eine Strafe, wenn wir genöthigt ſind, in ein Land zu reiſen, wo Treu und Glauben aufgehört haben. Ich für mein Theil bin viel lieber in Conſtantinopel und Alexandria alſ in Madrid, denn dort habe ich es mit redlichen Leuten zu thun und weiß, daſ ich mein Recht bekommen kann. Hier werde ich von allen Seiten betrogen und von Recht iſt gar keine Rede“.

Nachdem wir mit einander vertrauter geworden waren, konnte er freilich auch nicht umhin, mir ſein Herz über die Leiden auszuſchütten, die wir ſeinem Vaterlande bereitet hätten und noch ſtets zu bereiten fortführen. „Ihr ſeid ungroßmüthig!“ ſagte er dann zu mir, „Ihr habt unſ nicht allein zwei Provinzen entriſſen, die mit der größten Innigkeit an unſ hängen, Ihr habt unſ nicht allein eine Contribution auferlegt, wie ſie in der Weltgeſchichte unerhört iſt, Ihr habt auch Eure Truppen wie einen Executor in unſerm Lande gelaffen, alſ ob wir nicht ſo viel Ehrgefühl hätten, um einmal eingegangne Verpflichtungen zu erfüllen. Aber die Rache wird kommen. Der ruſſiſche Thronfolger iſt unſer Freund und haßt Euch.

Die demokratische Parthei in Deutschland sympathisirt mit unsrer Republik. Nehmt Euch in Acht!"

Ich konnte nicht umhin, über diese utopischen Pläne zu lächeln, aber mit einem aufrichtigen Republikaner, wie er es war, konnte man über Dinge dieser Art sich nicht verständigen. Für ihn war die Monarchie das einzige Unglück, die Republik die einzige Rettung Frankreichs und nach seiner Meinung war der Brand von Paris durch die imperialistische Parthei angestiftet, um die Documente des Kaiserreichs zu zerstören. Die Republik aber, die nach seiner Ansicht eine föderalistische sein mußte, wie die nordamerikanische, hatte die Mission, die Schande, mit der das Kaiserreich sein Vaterland bedeckt hatte, im Blut seiner Feinde abzuwaschen und den alten Glanz des französischen Namens wiederherzustellen. Diese Unterhaltung beendigte ich mit den Worten: En attendant, cher Laurent, soyons amis, worauf wir uns die Hand gaben und beruhigt zu Bett gingen.

Gespräche dieser Art wurden begreiflicher Weise von uns nur unter vier Augen geführt. An der table d'hôte boten dagegen die unaufhörlichen Betrügereien und Diebstähle, die theils in der nächsten Umgebung unsres Hotels, theils in diesem selbst verübt wurden, einen sehr ergiebigen Stoff für unsre Conversation. Der erste Fall dieser Art von Bedeutung, der sich ereignete, betraf meinen Landsmann, den österreichischen Kaufmann. Er hatte im vorhergehenden Jahr ein bedeutendes Geschäft mit ungarischen Weinwaaren in Madrid gemacht und miethete sich

daher in diesem Winter ein Gewölbe, unserm Gasthof gegenüber, in dem er seine Vorräthe zum Verkauf ausstellte. Was die Sicherheit anging, so hatte er sich vorzugsweise darauf verlassen, daß der Besitzer des Hauses ihm gesagt hatte, seine Familie schlief unmittelbar neben dem Laden und würde unfehlbar jedes Geräusch, das bei Nacht entstände, in demselben hören. Dies mag nun auch der Fall gewesen sein. Nichtsdestoweniger wurden wir an einem Morgen durch die Nachricht überrascht, daß das Gewölbe erbrochen und die Waaren zum größeren Theil gestohlen wären. Ich überzeugte mich durch den Augenschein davon, daß die Diebe sich zu diesem Unternehmen vollständige Zeit gelassen hatten. Man bemerkte nämlich auf dem Ladentisch ganz deutlich die Spur von herabgebrannten Lichtern, die sie aufgestellt hatten, und unter den Waaren hatten sie eine Auswahl getroffen, indem sie gerade die werthvollsten mitgenommen und die minder guten Sachen zurückgelassen hatten.

Dies war nun allerdings ein Fall, der, wenn er sich auch in einer der belebtesten Straßen von Madrid ereignete, die nur in wenigen Stunden von dem Schluß der italienischen Oper bis zum Anbruch des Verkehrs weniger besucht war, doch auch in jeder andern großen Stadt oft genug vorkommt: merkwürdig war dagegen das Verfahren der spanischen Polizei, die von dem Vorgange in Kenntniß gesetzt wurde. Zunächst äußerte sie nämlich gegen den Bestohlenen den Verdacht, daß der ganze Diebstahl von ihm vielleicht nur fingirt wäre: daß

er sich mit andern Worten selbst bestohlen und seine Waaren über Seite gebracht haben könnte, um bei einem bevorstehenden Bankerott seinen Gläubigern gegenüber ärmer zu erscheinen, als er es in der That war. Deshalb verlangte man von ihm vor Allem einen speziellen Nachweis über die Activa und Passiva seines Vermögens. Als sich aber hieraus kein Anhalt für den geäußerten Argwohn ergab, wollte man eine Hausfuchung bei seinen beiden deutschen Gehülfen vornehmen, für deren Schuld nicht der mindeste Verdacht vorhanden war, denn wenn diese ihren Prinzipal bestehlen wollten, so konnten sie, da sie den ganzen Tag über und oft genug allein in seinem Geschäft waren, dies viel unmerklicher thun und brauchten deshalb nicht bei Nacht einzubrechen. Gegen die spanischen Hausgenossen aber, die, wenn sie nicht selbst dabei theilhaft waren, doch mindestens von der Sache Kenntniß haben mußten, wurde keine Untersuchung eingeleitet, sondern die Polizei erklärte, daß, wenn sie noch amtliche Schritte zur Entdeckung des Thäters vornehmen sollte, ihr zuvor von dem Bestohlenen eine beträchtliche Summe gezahlt werden müßte, während sie nicht die mindeste Bereitwilligkeit zeigte, der Untersuchung eine andre Wendung zu geben, so daß man hätte hoffen dürfen, den Dieben auf die Spur zu kommen.

Dies that der Bestohlene natürlich nicht, sondern räumte vor der Hand nur sein Verkaufslocal, was ihm sehr leicht wurde, denn die Miethsverhältnisse sind in Spanien sehr ungebunden. Man miethet, ohne deshalb

einen Contract zu machen, eine Wohnung auf eine beliebige Zeit, oft nicht einmal von Jahren oder Monaten, sondern sogar nur von Tagen. Der Wirth versichert sich dann seines Miethers, wenn er Verdacht gegen seine Zahlungsfähigkeit hat, durch Vorausbezahlung. Dann aber bleibt der Miether in der Wohnung, so lange es ihm gefällt, und zieht plötzlich ohne vorherige Kündigung aus, wie aus einem Gasthof. Der Wirth kann dann zusehn, wie er seine Wohnung anderweitig an den Mann bringt, doch soll ihm dies nicht schwer werden, da Madrid sehr volkreich und an Wohnungen niemals Ueberfluß ist.

So gab denn auch der Miether an dem Tage, an dem er bestohlen war, seinen Laden auf, ohne ferner dafür zu zahlen, um so lieber, als ihm der Eigenthümer des benachbarten Cigarrenladens, der sich in demselben Hause befand, die tröstliche Mittheilung machte, daß ihm dasselbe Schicksal schon dreimal zu Theil geworden wäre. Leider verlegte er aber nun sein Verkaufslocal in unsern Gasthof und vermehrte dadurch die Unsicherheit desselben, ohne daß der Wirth sich darum kümmerte, noch sonst Jemand Einspruch that.

Schon an und für sich betrachtet giebt es nämlich kaum etwas so Unsicheres als einen spanischen Gasthof. Wenn ein Fremder bei demselben vorfährt oder überhaupt einzieht, so erscheint kein Hausknecht, um sein Gepäck aufs Zimmer zu schaffen, sondern entweder der Kutscher oder irgend eine ganz fremde Person trägt dasselbe oft durch mehrere Stockwerke in die gemiethete Wohnung, ohne daß sich jemand

darum kummert, und ganz dasselbe geschieht auch, wenn man das Hotel verläßt. Außerdem aber haben alle Leute freien Zutritt, die Bestellungen bringen, etwas abholen, betteln und gelegentlich stehlen. Wenn es nun unter solchen Umständen auch noch gestattet wurde, daß einer der Inassen des Gasthofs sein Zimmer als Verkauflocal benutzte, in dem außer den Käufern noch eine Menge von Arbeiterinnen, die von ihm beschäftigt wurden, ein- und ausgingen, so begreift man leicht, daß bei dem gänzlichen Mangel an Aufsicht jede Sicherheit aufhören mußte. So war es denn auch. Der Tochter unfres Wirths wurden von ihrem Putztisch ein Paar goldne Ohrringe gestohlen, meinem Wandnachbar aus verschlossenem Zimmer ein halbes Duzend seidne Taschentücher, mir selbst ein Paar Stiefeln. Da ich nun überdieß über ähnliche Vorkommnisse, die das dienstthuende Personal auf die leichte Achsel zu nehmen und halb und halb als selbstverständlich anzusehn schien, unwillig geworden war, so beschloß ich, die Sache höheren Orts anhängig zu machen. Als ich daher meine Rechnung bezahlte, was alle vierzehn Tage geschah, legte ich eine andre über 100 Realen, die mich der Ankauf von neuen Stiefeln gekostet hatte, vor und bat, mir den Betrag in Abzug zu bringen. Der Wirth ließ in Folge dessen den Zimmerkellner rufen und kündigte ihm an, daß er entweder den Schaden von seinem Lohn zu ersetzen oder seinen Dienst aufzugeben hätte. Sr. Manuel war einigermaßen betroffen und machte nur den sachgemäßen Einwand, die Stiefeln wären nicht mehr neu gewesen, könnten

also so hoch nicht taxirt werden. In Folge dessen wurden von dem Wirth 60 Realen als Schadenersatz angesetzt, die mir in der That von meiner Rechnung abgezogen wurden.

Mir war die ganze Scene höchst peinlich. Ich war nicht gerade davon überzeugt, daß Manuel der Dieb war, wennschon er allerdings auf Dinge, die zu seinem Departement gehörten, hätte achten müssen: ich hatte, so viel ich mich erinnerte, die Stiefeln zum Putzen vor meine Zimmerthür gestellt und dort konnten sie von einem Vorübergehenden mitgenommen sein. Der Hauptschuldige war nach meiner Ueberzeugung der Wirth, der keine bessere Ordnung in seinem Hotel zu halten mußte und dieser stellte sich gerade so, als ob ihn die Sache gar nicht anginge. Als nun Manuel am nächsten Morgen zu meinem Landsmann kam und ihm mit Thränen in den Augen klagte, er hätte in diesem Monat schon so viele Gehaltsabzüge gehabt, daß ihm für sich und seine zahlreiche Familie nichts mehr übrig bliebe, so gab ich ihm seine 60 Realen und hieß ihn künftig auf mein Eigenthum besser achten. Ob übrigens der Schreckschuß von meiner Seite auf ihn von Wirkung gewesen ist, weiß ich nicht: auf seine Collegen war er es nicht, denn einer von ihnen stahl unsrer Primadonna von ihrem Puztisch zwei goldne Ringe, unter denen sich auch ihr Verlobungsring befand. Er war, wie man wußte, verlobt und wollte sich etabliren. Vermuthlich fehlte es ihm an einem Geschenk für seine Braut und Gra. Urban besaß ja noch mehr Ringe.

Was nun schließlich die Genüsse der Tafel angeht, an der wir uns über diese Dinge unterhielten, so konnte ich ihnen wenig Geschmack abgewinnen. Schon der Geruch, der sich um die Essenszeit im Hotel verbreitete, benahm mir, da er dem einer ausgegangnen Lampe ähnlich war, von vorne herein den Appetit, denn ich finde, daß man das Del, wenn es gut und rein ist, höchstens zur Bereitung von Fischen verwenden kann und diese schmeckten mir auch verhältnißmäßig am besten: an die in Del gekochten Fleischspeisen, die die Mehrzahl der Schüsseln ausmachten, konnte ich mich nur mit Ueberwindung gewöhnen. Sehr dürftig aber war es mit den Gemüsen bestellt, da wir öfters nichts als rothe Rüben oder nichts als Kartoffeln als Zwischengericht erhielten, demnächst grünen, äußerst dünnen Spargel, am häufigsten aber große Erbsen (garbanzos), das Nationalgericht der Spanier, das täglich in den Familien auf den Tisch kommt, und das man, wie sie behaupten, sich nicht zum Ueberdruß essen kann. Ich habe diesen Versuch nicht gemacht und habe die Erbsen eben so sehr vermieden wie den spanischen Pfeffer, der in Gestalt einer rothen gallertartigen Masse zu den unvermeidlichen Hühnern als Compott gegeben wurde und nur mit einem starken Beisatz von Essig und Del zu genießen war. Bei den Saucen, zu denen er verwandt wurde und denen er einen dumpfen Geschmack gab, konnte ich ihm freilich nicht entgehn. Die Mehlspeise nach dem Braten wurde von den Wenigsten genossen: auch die Früchte, die als Dessert herumgereicht wurden, fanden, nachdem die Zeit der Weintrauben vorüber war,

wenig Beifall, denn die Drangenerndte war in jenem Jahr nicht besonders ausgefallen und wir mußten uns selbst in Valencia bei Tische jedesmal überzeugen, ob die Orangen, die man uns präsentirte, auch weich waren: sonst konnte man sie nicht ohne Zucker essen. Dagegen wurde stets ein vorzüglicher spanischer Käse servirt, den man sonderbarer Weise als holländisch einführte, als ob das eine besondere Empfehlung wäre.

Am besten aber war der Wein, der zur Discretion gestellt war und ohne Weiteres mit zum Couvert gehörte. Er war ungleich besser als z. B. der Tischwein in Stuttgart, von dem einem jeden Tischgast eine halbe Flasche hingestellt wird, während der Kellner mit der Weinkarte in der Hand sich erkundigt, was man trinken will, da er die begründete Voraussetzung hegt, daß man sich an jenem Gewächs nicht vergreifen wird. Der spanische Tischwein ist dagegen stark, voll und angenehm von Geschmack. In der warmen Jahreszeit kann man ihn freilich nicht ungemischt trinken, aber im Winter hat er die treffliche Eigenschaft, zu erwärmen, ohne daß man davon erhitzt wird. Uebrigens fand ich die Sitte, den Tag mit der Hauptmahlzeit um sechs Uhr zu beschließen, meiner Gesundheit außerordentlich zuträglich. Ich genoß dann nichts mehr, selbst wenn ich erst um ein Uhr zu Bette ging und schlief vorzüglich.

Inzwischen nahm ich meine Arbeiten auf der Nationalbibliothek wieder auf und würde sie ungleich stärker gefördert haben, wenn ich nicht beinahe gänzlich von

litterarischen Hülfsmitteln entblößt gewesen wäre, denn der geringe Vorrath von Büchern, den ich allein zur Erforschung von Handschriften der römischen Comiker in meinem Koffer mitgenommen hatte, reichte auch nur für diesen speziellen Zweck aus: in Bezug auf die andern klassischen Autoren sah ich mich auf die Büchersammlung der Nationalbibliothek verwiesen und diese enthielt keine Ausgabe eines lateinischen oder griechischen Schriftstellers, die nicht wenigstens hundert Jahre alt war, denn seit dieser Zeit hatte man keine Anschaffungen mehr gemacht. Das war nun höchst bedauernswerth, denn unter den Handschriften der Bibliothek befindet sich auch der Nachlaß des Joannes Laskaris, eine bedeutende Anzahl ausgezeichnete codices, die theils von ihm selbst geschrieben, theils von ihm angekauft worden sind und es wäre vom höchsten Interesse gewesen, zu untersuchen, ob diese, so weit sie bis dahin von den Herausgebern noch nicht benutzt worden waren, einen Zuwachs oder namhafte Verbesserungen des Textes enthielten. So mußte ich mich mit einer vorläufigen Bekanntschaft derselben begnügen, die mir wenigstens dadurch erleichtert wurde, daß ein Separatcatalog für die griechischen wie auch für die arabischen Handschriften vorhanden war: bei den lateinischen fehlte auch dieser. Sie waren unter einer zahllosen Menge von spanischen und französischen Handschriften verzeichnet, wo sie erst herausgesucht werden mußten; am schlimmsten aber stand es um die gedruckten Bücher. Hier war gar kein Catalog vorhanden, aus dem man eine Uebersicht

gewinnen konnte, sondern nur eine alphabetisch geordnete Anzahl von Zetteln, auf denen die Namen der Bücher und ihrer Autoren verzeichnet waren, so daß man für keine Gattung der Litteratur erfahren konnte, welche Hülfsmittel man etwa zur Benutzung vorfand. Wie viel aber noch an dem wichtigsten Material zur Vollständigkeit der philologischen Litteratur fehlte, wurde mir aus folgendem Beispiel klar.

Bei der Durchsicht der griechischen Handschriften stieß ich auf einen Auszug des Theodosius aus der verlorengegangnen allgemeinen Prosodie des Herodian, von dem Triarte bereits ausführlichen Bericht erstattet hatte. Er hatte auch bereits bemerkt, daß zu jener Zeit, als er sein Buch schrieb, also vor mehr als hundert Jahren, diese Schrift noch nicht herausgegeben, aber der Herausgabe sehr würdig sei. Da nun aber inzwischen in Deutschland ein Auszug aus der allgemeinen Prosodie des Herodian von der Hand des Arcadius und außerdem canones des Theodosius in Bekkers Anecdota erschienen waren, so war es für mich von großem Interesse, zu erfahren, in welchem Verhältniß die von der Hand des Theodosius vorliegende Schrift zu jenen stehn mochte. In Deutschland würden diese Dinge schwerlich auf irgend einer öffentlichen Bibliothek gefehlt haben, am wenigsten in der Hauptstadt des Reichs. Anders in Madrid. Auf der Nationalbibliothek waren Arcadius und Immanuel Bekker unbekannte Größen und eben so wenig wußte man von ihnen auf drei andern Bibliotheken der Stadt, die ich deshalb besuchte. Ich wandte mich daher an den

ehemaligen Rector der Universität, der für den größten Griechen in Spanien gehalten wurde, in der Hoffnung, die gesuchten Bücher vielleicht in seinem Privatbesitz zu finden, aber auch bei ihm herrschte sogar über die Existenz derselben vollständige Finsterniß. Endlich rieth man mir, mich zu erkundigen, ob sie vielleicht in dem Nachlaß eines spanischen Bibliophilen vorhanden wären, der eine bedeutende Bibliothek hinterlassen und für philologische Werke eine besondre Caprice gehabt haben sollte. Einen großen Theil davon hatte Didot in Paris angekauft: ein ansehnlicher Rest war noch vorhanden. Ich begab mich daher in Gesellschaft von Hermann Knust, der ebenfalls für den Winter nach Madrid übergesiedelt war, in die Wohnung des Erben und wir ließen den Bibliothekar rufen, dem ich die Frage vorlegte, ob sich Bekkers Anecdota in seiner Bibliothek befänden und ob er in diesem Fall die Gefälligkeit haben wollte, mich einen Blick in den dritten Theil derselben thun zu lassen. Er erwiderte, daß er weder einen Catalog noch den Schlüssel zur Bibliothek hätte, fragte aber dann sogleich, ob ich das Buch kaufen wollte, und als ich erwiderte, daß das zwar meine Absicht nicht sei, daß ich mich aber dazu entschließen würde, wenn ich dort gefunden haben würde, was ich suchte, meinte er, daß der Besitzer mir das Buch schwerlich ablassen würde, wenn ich nicht den ganzen Rest, einige hundert Bände, erstehn wollte. Hierzu hatte ich begreiflicher Weise keine Lust. Um indessen nicht ganz unzufällig zu erscheinen, bat er mich, meine Adresse zurückzulassen,

damit er mich wenigstens davon benachrichtigen könnte, ob sich das Buch in der Bibliothek befände, oder nicht: dann könnte ich im entsprechenden Fall von dem Besitzer vielleicht die Erlaubniß erwirken, es einzusehn. Dies war aber nichts als spanische Courtoisie. Ich blieb noch vier Wochen in Madrid, ohne daß ich eine Nachricht von ihm erhielt. Seine vollständige Unkenntniß der ganzen Angelegenheit ging aber daraus hervor, daß ich, unter der Leitung von Hermann Knust, einen gedruckten Catalog jener Bibliothek bei einem Antiquar unmittelbar an der puerta del Sol ausgestellt fand, aus dem freilich ersichtlich wurde, daß sich von Anfang an weder Beckers Anecdota noch der Arcadius de accentibus jemals darin befunden hatten. Die Existenz jenes Catalogs im Buchhandel muß aber dem Bibliothekar wohl unbekannt geblieben sein: sonst wäre nichts einfacher gewesen, als mich an diese Quelle zu verweisen. Schließlich blieb mir nichts übrig, als die gewünschten Bücher aus Berlin kommen zu lassen.

Die Wintervergnügungen von Madrid, für die ich mehr Zeit übrig behielt, als mir lieb war, beschränkten sich hauptsächlich auf das Theater, denn Conzerte werden dort nur im Frühjahr gegeben; unter jenen aber nimmt die italienische Oper die erste Stelle ein. Sie liegt dem königlichen Schloß gegenüber und hat ein umfangreiches Gebäude zur Disposition, während die andern Schauspielhäuser nicht aus der Häuserfront heraustreten und nur durch den Schalter erkennbar sind, an dem man, es

mag nun regnen oder schneien, die Billets nach der Straße zu verkauft. Aber auch das italienische Operngebäude hat deshalb durchaus kein elegantes Aeußere. Man könnte es eben so gut für eine Fabrik oder ein Waarenmagazin halten und an der Seite, die die größte Breite hat, zeigt sich die spanische Nachlässigkeit in der frappantesten Weise. Hier war nämlich vor Jahr und Tag ein Feuer ausgebrochen und hatte einen Theil des Gebäudes, namentlich auch die Fenster zerstört, die auf einen Platz hinausgehn. Da nun aber die Bühne und der Zuschauerraum unverletzt geblieben waren, so hat man es nicht für nöthig erachtet, die schadhaften Räume auszubessern und die Fenster namentlich sind nicht einmal wieder eingesetzt worden. Somit bietet denn die Hauptfront des Gebäudes einen wahrhaft kläglichen Anblick und ich konnte mir Anfangs gar nicht denken, daß hinter derselben das erste Theater Spaniens verborgen sein sollte. Auch im Hause selbst, so weit es für die Aufführungen benutzt wird, ist die Ausstattung verschieden. Die Corridors sind niedrig und gleichen Kellergängen ohne irgend eine Decoration oder einen Schmuck: dann tritt man plötzlich in ein Vorzimmer, das mit scharlachrothen Vorhängen und großen Wandspiegeln versehen ist und unmittelbar zu den Sitzen für die Zuschauer führt. Diese sind angemessen ausgestattet, wie es beinahe in jedem Theater in Madrid der Fall ist, denn auf diesen Punkt hat man besondrer Sorgfalt verwandt. Das Publicum aber erscheint in der italienischen Oper in voller Parure,

die Damen in Balltoilette, die jungen Herren in schwarzen Leibröcken und weißen Cravatten.

Die Gesellschaft von Sängern und Tänzern, die man für diese Saison engagirt hatte, war sehr zahlreich und das Orchester reich besetzt. Wir sahen drei Primadonnen neben einander, eine entsprechende Anzahl von Tenören und Baritons und die scenische Ausstattung war in einigen Opern sogar glänzend, in andern freilich mangelhaft. So z. B. im Propheten von Meyerbeer, wo das Schlittschuhlaufen sich auf einige ungelenke Bewegungen im Hintergrund der Bühne beschränkte und der Sonnenaufgang ohne allen Lichteffect stattfand. Auch das Ballet war schlecht und bestand nur aus sehr dürftigen Chor-tänzen: von Pantomime war vollends keine Spur zu sehn. Für den Geschmack des Publicums aber war es bezeichnend, daß eine von den Primadonnen, eine Colopratursängerin, die keinen Ton hervorbringen konnte, ohne auf das Entsetzlichste zu tremoliren, den lebhaftesten Beifall fand, während eine andre, die einen ungleich edleren Vortrag hatte, weniger beliebt war. Dasselbe wiederholte sich auch bei den Männern. Im Uebrigen aber war man von den Leistungen der Gesellschaft im Ganzen nicht sehr befriedigt und versicherte allgemein, daß man in Madrid in andern Jahren schon bessere gesehen hätte. Dies konnte ich natürlich nicht beurtheilen, aber lobenswerth fand ich wenigstens ihren unermüdlichen Fleiß und ihre Ausdauer, denn während man in Italien im Carneval nur zwei oder drei Opern hört, die an jedem Abend wiederholt

werden, kam hier beinahe alle vierzehn Tage ein neues Stück auf die Bühne, vorzugsweise allerdings von italienischen Componisten, aber auch Gounod und Meyerbeer kamen an die Reihe. Alle diese Aufführungen aber hatten den schleppenden Zusatz von unerträglich langen Zwischenacten, so daß man den Inhalt des einen Actes vergessen haben konnte, wenn der andre begann. Man gewahrte deutlich das Bestreben, die Vorstellungen unter allen Umständen bis über Mitternacht auszudehnen und wir sahen in derselben Zeit, wo man in Italien zwei Opern und ein Ballet giebt, nur eine Oper. Besondere Ballets wurden überhaupt nicht gegeben.

Einen gewaltigen Abstand von der italienischen Oper, die größtentheils nur tragische Stoffe zur Aufführung brachte, bildeten die sogenannten zarzuelas, eine komische Oper nach Art der opéra-comique in Paris. Allerdings hatte man auch hier ein sehr geräumiges, gut ausgestattetes Haus, ein großes Personal von Sängern und Tänzern und ein zahlreiches Orchester, aber es fehlte gänzlich an guter Musik. Ich sah eine komische Oper, deren Sujet mich in sofern ergözte, als Friedrich der Große als Kronprinz, von einer jungen Dame dargestellt, die Hauptrolle darin spielte. Auch die Episode mit Katté war, freilich so, daß man sie gar nicht wieder erkennen konnte, darin verslochten. Offenbar ging Alles darauf hinaus, den lebenslustigen Kronprinzen zu seinem strengen Papa in einen ergötzlichen Gegensatz zu stellen, aber die Musik war so trivial, daß man sich nicht dafür

interessiren konnte. In ihren günstigsten Momenten erinnerte sie an Offenbach. Auch sind die Componisten dieser Gattung von Stücken, die einzigen, die es versucht haben, eine originelle spanische Oper herzustellen, wohl dießseits der Pyrenäen ganz unbekannt geblieben.

Auch das teatro espagnol besuchte ich aufs Neue. Die Veranlassung dazu war ein Stück, Don Juan Tenorio, welches damals beinahe auf allen Theatern von Madrid gegeben wurde und große Sensation machte. Wie sehr aber erstaunte ich, als ich nichts als ein grau- sam zugerichtetes Gegenstück des Mozartschen Don Juan ohne Musik zu hören bekam! Die Libertinage des Helden war nämlich dadurch auf den Gipfel getrieben, daß er eine Nonne aus einem Kloster geraubt hatte, während er ihren Vater, den Comthur aus der Mozartschen Oper, dabei ersticht. Nachdem nun auch jene gestorben ist, setzen ihm beide, Vater und Tochter, die ihm wechselsweise erscheinen, unaufhörlich zu, daß er sich bessern soll. Auch die Kirchhofsscene wird hierbei wieder benutzt und außer dem Comthur tritt eine Menge von Skeletten auf, die den armen Don Juan von allen Seiten angrinzen. Dies macht denn auch einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sich nach langem Zureden wirklich entschließt, sich zu bessern. Er bereut seine Sünden und kommt dann auf Fürsprache seiner Braut, der von ihm entführten Nonne, vor den Augen der Zuschauer in den Himmel. Wie viel lieber hätte ich ihn mit Mozarts Musik in die Hölle fahren sehn! — So schwach aber, wie diese ganze Er-



findung war, so hatte sie nicht einmal das Verdienst der Originalität. Der Grundgedanke dazu soll von Dumas herrühren.

Nach diesem mißlungenen Versuch, mich zu amüsiren, nahm ich mir vor, nicht wieder ins Teatro espagnol zu gehen: als aber „das Leben ein Traum“ von Calderon angekündigt wurde, konnte ich doch der Lust nicht widerstehen. Ich mußte sie freilich büßen, denn die Aufführung war über alle Begriffe lahm, aber das Verdienst des Dichters trug dennoch über alle Unvollkommenheiten der Darstellung den Sieg davon und ich klatschte aus voller Ueberzeugung Beifall, freilich nicht den Schauspielern, sondern dem Dichter.

Unter den Volkstheatern nahm das Teatro Eslava, die Unternehmung eines Musikalienhändlers Eslava, die erste Stelle ein. Hier, wie in allen Volkstheatern, herrscht die Sitte, daß an der Kasse nur Billets zu den einzelnen Acten verkauft werden, deren man im Lauf des Abends vier giebt, ohne daß diese gerade einzelne Stücke für sich bilden. Im Gegentheil. In der Regel giebt man ein Stück von zwei Acten und zwei einactige, wodurch die Zeit von 8 bis 12 Uhr ausgefüllt wird: nach einem jeden Act aber wird getanzt, es mag nun ein Lustspiel oder ein Mährstück sein, denn auch an den letzteren fehlt es nicht und sie stehen sehr hoch in der Gunst des Publicums. Da tritt nun freilich öfters der Fall ein, daß man an der Kasse nur noch ein Billet zum zweiten Act eines Stücks bekommt, während die zum ersten schon sämmtlich

verkauft sind: unter allen Umständen aber muß man bei diesem Einzelverkauf an der Kasse seinen Platz viermal am Abend wechseln und dem kann man nur entgehn, wenn man sich an die Aufkäufer wendet, die dieselbe förmlich belagert halten, so daß es schwer ist, sich dort Zutritt zu verschaffen. Diese bemächtigen sich nämlich bei einer jeden Vorstellung von vorne herein der besten Billets und haben gesetzlich das Recht, dieselben mit 25 Pr. Aufschlag zu verkaufen, wodurch freilich nicht ausgeschlossen ist, daß sie auch gelegentlich mehr fordern. Man kann daher einen guten Platz bei einigermaßen besuchten Vorstellungen nur aus ihren Händen erhalten und die Theaterunternehmer sind weit davon entfernt, ihrem Treiben Einhalt zu thun, da sie für eine große Menge von Plätzen an ihnen bestimmte Abnehmer haben. Das Theater Esclava lag nun in der unmittelbaren Nähe meines Gasthofs: zu ebner Erde hatte es ein Café, das, da es noch neu war, auch noch eine gewisse Eleganz zur Schau trug; darüber befand sich im ersten Stockwerk das Theater. Ich habe es oft besucht, theils weil es meiner Wohnung so nahe war, theils um mich im Spanischen zu vervollkommen, denn es wäre ungerecht gewesen, bei dem geringen Eintrittspreis einen Kunstgenuß zu erwarten. Auch gefielen mir die Tänze mit Tambourins und Castagnetten besser als der schamlose Cancan, der auf dem Theater getanzt wurde, welches der Wirth unsres Hotels in Entreprise genommen hatte und das ebenfalls in der Nachbarschaft lag.

Um nichts unversucht zu lassen, besuchte ich auch das Teatro de las novedades. Da ich aber im Parquet einige Caballeros mit schmutzigen Tüchern um den Kopf und in Hemdsärmeln fand, so glaubte ich, meine Studien im Volksleben nicht weiter ausdehnen zu dürfen und ließ das Teatro de las variedades, das nicht einmal mehr feste Plätze im Parquet hat, auf sich beruhen. Ueberhaupt aber scheint die Lage eines Theaters in Madrid von größerem Einfluß auf den Character des Publicums zu sein als der Eintrittspreis. Bei sämtlichen Volksbühnen kostet nämlich ein Sperrsiß für den einzelnen Act in der Regel nur 2 Realen (4 Gr.), und diese wendet auch der Geringste gelegentlich daran, um sich einen Genuß zu verschaffen, der den Spaniern nächst den Stierkämpfen über Alles geht, so daß ich es nur dem Umstande, daß das Teatro Eslava in einem der elegantesten Stadtviertel unmittelbar an der Puerta del Sol lag, zuschreiben kann, daß es stets ein verhältnißmäßig anständiges Publicum hatte. Wie groß aber die Leidenschaft der Spanier für das Theater ist, geht nicht nur daraus hervor, daß sie stets gefüllt waren, sondern daß selbst Mütter ihre kleinen Kinder, die sie nicht zu Hause lassen konnten oder mochten, mit ins Theater brachten, wo ich selten einer Vorstellung, selbst nicht einmal im Teatro espagnol, beiwohnte, die nicht an den affectvollsten Stellen, während das Publicum in athemloser Stille lauschte, durch das Geschrei von Kindern unterbrochen wurde. Eben so wenig ließen sie sie freilich zu Hause, wenn sie in den Circus gingen.

Trotz aller Bemühungen dieser Art war es mir nun freilich noch immer nicht gelungen, in Madrid irgend eine Leistung zu entdecken, die man national nennen konnte, wenigstens nicht auf der Bühne. Ich bestürmte daher im Verein mit meinem Freunde Laurent einen Spanier, der unser Tischnachbar an der Table d'hôte war, uns irgend etwas dieser Art nachzuweisen, wenn wir nicht zum Nachtheil seiner Nation glauben sollten, daß diese ihren individuellen Character gänzlich aufgegeben hätte, wie ihre Kleidung durchaus nichts Eigenthümliches mehr hatte, denn wenn man von der Sitte absah, daß die Männer den rechten Zipfel des Mantels über die linke Schulter schlugen, wodurch derselbe eine entfernte Aehnlichkeit mit der Toga erhielt, deren Sinus sie sich bis über den Mund heraufzogen, um nicht die kalte Luft einzuathmen, und von dem schwarzen Schleier, der sogenannten Mantilla, die von den Frauen aus dem Mittelstande auf dem bloßen Kopf getragen wurde und ganz in derselben Weise auch in Mailand im Gebrauch ist, so konnte man eben so gut glauben, daß man in Paris war, wie in Madrid. Er führte uns daher, da der Tanz doch immer noch die stärkste Seite der Spanier zu sein schien, auf einen öffentlichen Maskenball, aber auch dieser war nicht im Stande, einen besondern Eindruck auf uns zu machen. Die Herren waren sämmtlich ohne Costum, die Damen, wenn man anders diesen Ausdruck auf die dort befindlichen Frauenzimmer anwenden kann, nur mit Gesichtsmasken, so daß das Ganze einen sehr nüchternen Anstrich erhielt. Beim

Beginn des Tanzes traten drei Tanzmeister mit großen Stäben in die Mitte des Saales und nun begannen die Rundtänze, bei denen sämtliche Paare auf einmal eine ziemlich langsame Polka tanzten. Ein rasches Tempo aber durften sie nicht anstimmen, weil sie sich sonst bei der Menge von Paaren unfehlbar umgetanzt hätten: es wurde ihnen ohnehin schwer genug bei dem vollständigen Mangel an Ordnung, der in ihrer Aufstellung und Reihenfolge herrschte, einander auszuweichen. Dies dauerte mit geringen Variationen bis um Mitternacht: dann wurde die Quadrille angekündigt, d. h. es traten acht Paare in die Mitte des Saales und tanzten einen Cancan. Alle Andern stellten sich auf Tische und Stühle und sahen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu. Zum Schluß wurde unmäßig applaudirt. Da aber das Vergnügen des Abends offenbar hiermit seinen Culminationspunct erreicht hatte, so verließen wir, sehr wenig befriedigt, das Local.

Unser Führer konnte uns freilich in unserm Urtheil über diese Kunstleistungen nicht Unrecht geben und brachte uns am nächsten Abend in ein Café, das in einem abgelegnen Viertel von Madrid lag. Hier fanden wir außer einigen Mann von der Sicherheitswache nur noch einige Caballeros von sehr verdächtigem Außern und ein Orchester der eigenthümlichsten Art. Auf einem Podium saßen nämlich vier junge Männer, von denen der eine eine Cadenz sang, die sich mit geringen Abweichungen stets wiederholte, während ein andrer dazu in die Guitarre schlug, der dritte mit einem Stock auf die Erde stampfte

und der vierte in die Hände klatschte. Zu diesem Concert tanzte ein junges Mädchen, das vor ihnen stand. Sie behaupteten, als wir uns während einer Pause mit ihnen in ein Gespräch einließen, das Ganze wäre biscayanisch: ich glaube, daß es maurischen Ursprungs war. Jedenfalls fanden wir in sofern unsere Rechnung, als wir etwas sehr Originelles zu sehen bekamen.

Weiter konnten wir aber unsere Forschungen nicht fortsetzen, denn unser Führer verschwand plötzlich aus unserm Gasthof und dies geschah unter Umständen, die eine intimere Verbindung mit ihm nicht räthlich erscheinen ließen. Schon zu Anfang, als wir seine Bekanntschaft machten, hätte es uns allerdings auffallen können, daß er sich unter einer falschen Angabe über seinen Wohnort bei uns einführte. Er behauptete nämlich aus Cuba zu kommen, während er, wie wir von andern Spaniern, die zufällig mit ihm an der table d'hôte zusammentrafen, erfuhren, aus Villadolid war. Da indessen dergleichen Unwahrheiten bei den Spaniern sehr häufig sind, zumal wenn sie sich dadurch ein besondres Relief geben zu können meinen, so achteten wir nicht weiter darauf und ergözten uns an seiner Unterhaltung, da er mehr Geist und Kenntniß hatte, als dies sonst bei seinen Landsleuten der Fall ist. Unversehens trafen wir aber mit einem seiner Bekannten, einem Deutschen, den er mir vorstellte, in einem Café zusammen und dieser erzählte mir, daß unser Mann auf den Gütern des Königs angestellt gewesen und dort wegen Unterschleifs und Fälschung von

Documenten angeklagt und verurtheilt worden wäre. Der König Amadeo hätte ihm aber in Folge eines reuemüthigen Bekenntnisses verziehen und ihn begnadigt. Dies aber hätte ihn nicht gebessert: er wäre jetzt wegen ähnlicher Verbrechen vor Gericht gezogen und gegenwärtig in Madrid, um den Richterspruch abzuwarten, der gerade an dem Tage erfolgte, als er, sichtlich verstimmt, an unsrer table d'hôte erschien und dann ohne ein Wort des Abschieds den Gasthof verließ. Er war nämlich, wie ich später erfuhr, damals verurtheilt und seines Amtes entsetzt worden. Es vergingen nun einige Wochen, ohne daß ich ihn wieder sah. Darauf begegnete er mir, eleganter gekleidet als jemals, auf dem Prado und begrüßte mich auf das Freundschaflichste in der heitersten Stimmung. Da er wohl ahnen konnte, daß ich von meinem Landsmann etwas über seine Verhältnisse erfahren hatte, so wunderte es ihn nicht, als ich ihn fragte, ob er in Madrid zu bleiben gedächte. „Glauben Sie nicht“, sagte er zu mir, „daß ich mich hier unmöglich gemacht habe! Ich kann noch alle Tage Minister werden.“ Und hierin hatte er vielleicht Recht. Unter den Cortes wenigstens befanden sich, wie man versicherte, nicht selten bestrafte Subjecte, und wenn er Madrid nicht verlassen wollte, so blieb er jedenfalls in angemessener Gesellschaft, denn Madrid ist überhaupt der Sammelplatz für eine Menge von catilinarischen Existenzen und Glückrittern. Man erzählte mir z. B. von einem jungen Mann, der im diplomatischen Fach angestellt sein wollte, aber nicht

gleich einen Posten gefunden hatte, der seinen Ansprüchen namentlich in finanzieller Hinsicht entsprach. Er ging daher alle Abend auf das Casino, den Vergnügungsort für die haute volée, wo stets sehr hoch gespielt wird, und nahm dort einen Platz an der Bank in Beschlag, den er dann an zu spät Kommende, die keinen Sitzplatz mehr fanden, für 2 Duros (2 Thlr. 20 Sgr.) verkaufte. Hierdurch sicherte er sich seinen Unterhalt, denn die Sucht zum Hazardspiel ist in Spanien größer als in irgend einem andern Lande, und von der Regierung geschieht nichts, um ihr Einhalt zu thun. Sobald man nur die Puerta del Sol betritt, so wird man zu jeder Tageszeit von Leuten bestürmt, die Lotterieloose in den kleinsten Abschnitten zum Verkauf ausrufen, indem sie versichern, die Ziehung stände unmittelbar bevor. Leichtgläubige Käufer machen freilich oft genug die Erfahrung, daß die von ihnen erstandenen Loose längst herausgekommen sind.

Was nun freilich meinen Landsmann angeht, der mir über unsern Spanier jene Auskunft ertheilt hatte, so hatte auch er eine sonderbare Carriere gemacht. Er war ursprünglich Kammerdiener bei Prim gewesen und dieser hatte ihn auf Staatskosten für seine Dienste belohnt, indem er ihm eine Stelle als vortragenden Rath im Finanzministerium verschaffte. So wahr ist es, wenn Laurent behauptete, man könnte Spanien nicht besser kennen lernen, als aus dem Gil Blas von Lesage! Ich las aus einer spanischen Uebersetzung desselben täglich einige Kapitel vor dem Einschlafen, so lange ich in

Madrid war und muß gestehn, daß mir meine Erlebnisse die Wahrheit jener Schilderungen durchweg bestätigt haben.

Die Theater von Madrid, um auf diese zurückzukommen, haben nun freilich auch die Unsitte der französischen, die sich auch nach Deutschland verbreitet hat, angenommen, daß sie mit einem möglichst geringen Repertoire auszukommen suchen und die unbedeutendsten Stücke, um ihnen Ruf zu verschaffen, unendlich oft wiederholen. Ich sah mich daher genöthigt, mich nach einer reichhaltigeren Unterhaltung für meine Abende umzusehn und diese fand ich im Athenäum.

Es haben sich nämlich in Madrid die gebildetsten Männer zu einer Art von Ressource vereinigt, die außer dem Zweck gegenseitigen Gedankenaustausches auch noch den hat, auf die Bildung des größeren Publicums einzuwirken. Zu diesem Ende hat man ein geräumiges Local im Mittelpunkt der Stadt gemiethet, das mit allem erforderlichen Comfort ausgestattet ist. Die Gesellschaft besitzt ein Arbeitszimmer, in dem an einem großen, pultartigen Tisch für vierzig bis fünfzig Personen Raum zum Schreiben ist: dort findet man Feder und Dinte und für ausgedehnte Studien eine beträchtliche Bibliothek: demnächst zwei Journalzimmer mit einer großen Menge von Zeitschriften, eine Anzahl von Conversationszimmern und einen Hörsaal, in dem die Disputationen und die Vorträge für das größere Publicum gehalten werden, welches letztere durch einen Vorschlag von den Mitgliedern der

Gesellschaft getrennt ist und seinen besondern Eingang hat. Außerdem aber wird das größere Journalzimmer und der Hörsaal durch eiserne Defen, das größte Conversationezimmer aber durch einen Camin geheizt, was ihnen im Winter eine große Anziehungskraft verleiht. Was freilich die litterarische Ausstattung angeht, so mußte ich zu meinem Bedauern bemerken, daß Deutschland dabei am schlechtesten weggekommen war. Unter der Masse von Zeitschriften aus allen Ländern, die in den Journalzimmern die Tische bedeckten, befanden sich nur zwei deutsche, die Augsburger allgemeine und die illustrierte Zeitung, und die wenigen deutschen Werke, die die Bibliothek enthielt, waren nicht einmal vollständig: von einigen, die periodisch erschienen waren, fehlten die letzten Jahrgänge.

Für gewöhnlich beschränkte man sich nun auf das Lesen der Journale und die Conversation in größeren und kleineren Kreisen: ich habe nicht bemerkt, daß man zum Schachspiel, zum L'hombre oder zum Tresillo gegriffen hätte, wie dies in den Casinos der kleineren spanischen Städte zu geschehn pflegt: zu Ende November aber begannen die Vorträge für ein größeres Publicum und die Disputationen im Kreise der Gesellschaft, denen ich regelmäßig beiwohnte, da sie mich einige Blicke in den Bildungszustand der spanischen Nation thun ließen, die hier durch ihre besten Kräfte vertreten wurde. Auch war in zweckmäßiger Weise die Einrichtung getroffen, daß jeder Redner über einen beliebigen Gegenstand eine An-

zahl von fortlaufenden Vorträgen hielt, in denen er denselben erschöpfen konnte. Leider entsprach aber die Ausführung dieser trefflichen Gedanken nicht der Erwartung, die man davon hegen konnte. Dem Publicum, das sah man deutlich, war es mehr um Aufregung als um Belehrung zu thun und die Rhetorik spielte bei diesen Vorträgen eine große Rolle. Die Redner, die dasselbe durch die Volubilität ihrer Zunge und die Kraft ihrer Stimme zu fesseln im Stande waren, erndteten den lebhaftesten Beifall und wurden oft schon bei ihrem Auftreten applaudirt: diejenigen, die ihren Gegenstand mit Ruhe erörterten, fanden wenig Zuhörer. Merkwürdig aber war es zu beobachten, wie das rasche Sprechen einen ganz verschiedenen Eindruck auf die Italiener und die Spanier macht, weshalb es denn auch zu ganz verschiedenen Zwecken verwandt wird. In Italien kennt man das *Parlando* bekanntlich nur in der komischen Oper und hier leistet es seine Dienste im Ausdruck des Lächerlichen, indem es den Eifer parodirt: in der ernstesten Oper würde man es auch bei den effectvollsten Stellen höchst unpassend finden. Unter den spanischen Rednern des Athenäums, die durchweg ernste, sogar wissenschaftliche Themata behandelten, fand gerade der den meisten Beifall, der seine Zuhörer aufs Rapideste mit einem Schwall von Worten betäubte, in dem man bei stets gesteigertem Tempo kaum noch das Einzelne zu unterscheiden im Stande war, während man fürchten mußte, dem Redner möchte der Athem ausgehn. Und dennoch sprach derselbe nicht einmal über eine Par-

theifrage oder ein aufregendes Thema aus der Gegenwart: er sprach über die Gründung des alten Roms und stellte dabei die sonderbare Hypothese auf, daß auf den sieben Hügeln der ewigen Stadt von Anfang an sieben verschiedene Volksstämme gewohnt hätten, die mit einander in Kampf gelebt hätten, und von diesen Zermürfungen mußte er nun eine so drastische Schilderung zu machen, daß ich bei der Lebhaftigkeit seiner Gesticulation fürchtete, er könnte vom Stuhl fallen.

Ein anderer, der mehr auf die Ueberzeugung als auf die Erregbarkeit seiner Zuhörer einwirken wollte und über die englische Verfassung sprach, versuchte es ihnen klar zu machen, weshalb dort die königliche Würde, trotz ihrer Beschränkung durch die Constitution, in so hohem Ansehen stände, wie es freilich bei den Spaniern durchaus nicht der Fall ist. Er motivirte dies dadurch, daß die Engländer an ein Königthum von Gottes Gnaden glaubten, das über alle menschlichen Einrichtungen erhaben wäre.

Ein dritter, der mich am meisten interessirte, weil er über die Litteraturgeschichte der letzten Jahrhunderte sprach und genöthigt war, dabei auch vorzugsweise von Deutschland zu handeln, ließ die Stücke von Lessing die Revue passiren und äußerte dann, nachdem er den Inhalt von Emilia Galotti skizzirt hatte, es wäre doch ganz unbegreiflich, weshalb Lessing die Sache so eingerichtet hätte, daß Odoardo seine eigne Tochter erstäche, wozu seiner Meinung nach nicht der mindeste Grund vorläge. „Warum“ fragte er „ersticht er nicht den Marinelli oder den Prinzen

oder meinetwegen sich selbst? Was hat ihm seine unschuldige Tochter gethan, daß er sie ums Leben bringt?" — Er sprach diese Worte in so heiterem Ton und mit so scurrilem Ausdruck, daß das Auditorium lachte; ich auch, aber freilich nicht über Lessing, sondern über den Redner. Er hat dies ohne Zweifel als ein Zeichen des Beifalls von meiner Seite aufgefaßt und mochte ihn um so höher anschlagen, da ich, wie er wohl wußte, unter seinen Zuhörern wahrscheinlich der einzige war, der Emilia Galotti gelesen hatte.

Ein vierter endlich, ein Geistlicher, gab sich alle Mühe, in einer Reihenfolge von Vorträgen die Päbste gegen die gerechten Vorwürfe in Schutz zu nehmen, die ihnen von den Geschichtschreibern gemacht worden sind. Er sprach sehr eindringlich und, wie es schien, aus vollster Ueberzeugung, aber er fand wenig Beifall. Die Spanier sind nach Aufhebung der Mönchsklöster große Rationalisten geworden und an die Stelle der früheren Bigotterie ist jetzt Indifferentismus, an die des Aberglaubens der Unglaube getreten.

Trotz aller Mißgriffe im Einzelnen würde aber doch das Athenäum, dessen Tendenz das höchste Lob verdient, für die Belehrung des großen Publicums sehr viel mehr leisten, als geschieht, wenn die Vorträge mit Regelmäßigkeit gehalten würden, aber von dem Programm, das zu Anfang jeder Woche ausgehängt wird und auf dem beinahe für jeden Abend mit Ausnahme der Sonntage drei Vorlesungen in den Stunden von 8 bis 11 angekündigt sind,

geht der geringste Theil in Erfüllung: viele Vorträge fallen ohne Weiteres aus, andre werden ohne vorherige Ankündigung auf eine andre Zeit als die angegebne verlegt; es kam vor, daß zwei Abende in einer Woche ganz leer blieben. Da ist es denn nicht zu verwundern, wenn das Publicum, durch eine so willkürliche Behandlung entmuthigt, mit der Zeit fortbleibt.

Von noch geringerer Bedeutung sind die sogenannten Disputationen. An einigen Abenden wird nämlich dem größeren Publicum der Zutritt versagt und es treten aus der Mitte der Gesellschaft, die das Athenäum bildet, einzelne Mitglieder auf, die über ein vorher bekannt gemachtes Thema Reden halten. Ein jeder beginnt mit einer weit-schweifigen *captatio benevolentiae* und spricht dann wenigstens eine Stunde lang über den Gegenstand, der so gewählt ist, daß er gerade die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigt. Damals behandelte man die landläufige Antithese von Capital und Arbeit. Eine Discussion fand weiter nicht statt und da jeder seine Rede für sich ausgedacht hatte und bei der Recitation derselben auf seine Vorredner keine Rücksicht nahm, so fehlte es nicht an Wiederholungen, wie man denn bei einem so oft durchgesprochenen Thema nichts Neues mehr zu hören bekam. Nachdem ich dies an zwei Abenden mit angehört hatte und am dritten ein junger Mann, der sich wahrscheinlich zum Kammerredner ausbilden wollte, um Mitternacht seine Rede, die die neuesten Arbeitseinstellungen behandeln sollte, mit einer Schilderung der gracchischen Unruhen zur Zeit der rö-

mischen Republik begann, ergriff ich die Flucht und kam nicht wieder.

In den Conversationszimmern endlich machte ich auch die persönliche Bekanntschaft einiger der Herren profesores, denn so nannte man alle, die als Redner auftraten, und überzeugte mich bald, daß ihre Gelehrsamkeit vorzugsweise aus französischen Quellen stammte: deutsche Kenntniß hatte sich bei ihnen nur sporadisch verbreitet und ihnen von unsrer Wissenschaft eigenthümliche Begriffe verschafft. So wurde mir von ihnen regelmäßig die Frage vorgelegt, ob ich ein Krauseist wäre? Ich wußte anfänglich nicht, was das heißen sollte, bis ich erfuhr, daß man für den in Heidelberg verstorbenen Professor der Philosophie Krause in Spanien Propaganda gemacht hatte und daß sich dort unter der Voraussetzung eines ähnlichen Einflusses seiner Schriften in Deutschland eine philosophische Schule gebildet hatte, die man nach ihm benannte. Als das Ziel seiner Philosophie gab man die Verschmelzung von Katholicismus und Protestantismus an. Zu dieser bekannten sich nun sämtliche Gelehrte, die ich in Madrid kennen lernte, und waren sehr erstaunt, als ich ihnen sagte, daß die Krausesche Philosophie bei uns nicht in dem Ansehn stände, wie sie glaubten, denn ihrer Meinung nach mußten auch die deutschen Gelehrten zum großen Theil Krauseisten sein.

Jetzt blieb mir noch übrig, einen Blick in das politische Treiben zu thun, denn man hatte mir oft gesagt, daß das Interesse daran ein jedes andre verschlänge und diese Bemerkung würde sich mir, auch wenn ich sie

nicht von glaubhafter Seite gehört hätte, von selbst aufgedrängt haben. Unter allen Zweigen der Litteratur war die periodische Presse bei weitem am fruchtbarsten und während es den Gelehrten, wie sie mir oft klagten, für ihre Productionen an einem Publicum und in Folge dessen an Verlegern fehlte, erschien allein in Madrid täglich ein Duzend Journale der verschiedensten Farben, denn man unterschied damals in der Deputirtenkammer allein sieben Fractionen, von denen eine jede ihr eignes Organ hatte, während andre Blätter einen mehr unabhängigen Standpunkt zu behaupten suchten. Die Bedeutung derselben kann aber bei einem Volk, wie die Spanier sind, nicht hoch genug angeschlagen werden, da sie für die große Masse des Volks die einzige geistige Nahrung sind, die sie hat. Mehr oder weniger ist dies freilich bei einem jeden Volk, das nicht gerade so viel gelehrte Bildung hat, wie das deutsche, der Fall, aber die gute Folge davon ist auch die, daß eine Presse, die sich dieser Stellung bewußt ist, sich den Unterricht ihrer Leser zur Aufgabe stellt und möglichst universell zu sein sucht. So namentlich die englische, die mir diesem Ziel am nächsten gekommen zu sein scheint, denn die englische Journalistik begnügt sich nicht damit, die heimischen Interessen zu verfolgen, sondern richtet ihren Blick auf den ganzen Erdball und bringt Berichte aus den fernsten Weltgegenden. Auch eine deutsche Zeitung pflegt sich nicht darauf zu beschränken, nur deutsche Angelegenheiten zu behandeln. Anders die spanischen Journale. Ihr Gesichtskreis erstreckt sich nicht

über die Pyrenäen hinaus und die Rubrik exterior (Ausland) ist das Dürftigste, was man sehn kann. Sie enthält in der Regel nur einige magre Nachrichten aus Paris und über Paris aus London; Deutschland ist eine terra incognita. Daraus aber erklärt es sich hinlänglich, daß das spanische Volk in Allem, was nicht gerade sein eignes Land angeht, so unwissend geblieben ist. Glaubten doch damals noch viele Leute, mit denen ich sprach, daß wir noch mit den Franzosen im Kriege begriffen wären, weil unsre Truppen noch in Frankreich standen! Daß der Friede von Versailles schon seit Monaten geschlossen war, hatten sie entweder nicht erfahren oder die Bedeutung desselben nicht begriffen. Ich will nicht behaupten, daß die Gebildetsten keine bessere Kenntniß von der Sache gehabt hätten, sondern ich spreche nur von der Masse, deren Ansichten über Politik ich täglich bei dem Coiffeur zu hören bekam. Die eleganteren Frisir- und Barbierstuben in Madrid sind nämlich stets der Sammelpunkt eines zahlreichen Publicums und die Barbieri selbst die Träger der öffentlichen Meinung. Als solche geriren sie sich denn auch und behandeln im Uebrigen ihre Kunden durchaus als ihres Gleichen. Wenn man sich vor dem Spiegel niedergelassen hat, so zündet sich der betreffende Gehülfe, deren es in den besuchten Localen dieser Art stets ein halbes Duzend giebt, eine Cigarrette an, deren Rauch er einem beim Einseifen des Barts ins Gesicht bläst, und beginnt ein weitaussehendes Gespräch über Politik. Da dasselbe bald allgemein wird, so läuft er auch

wohl von dem halbrasirten Kunden fort, um einen politischen Gegner, der vor einem andern Spiegel sitzt, in der Nähe zu widerlegen und wenn man endlich vom Stuhl aufsteht, so weiß man ziemlich genau, was das gegenwärtige Ministerium im Schilde führt und auf wie lange Existenz es noch zu rechnen hat. Außerdem aber werden hier sämtliche Neuigkeiten aus dem Gebiete der Politik colportirt und man wird stets auf dem Laufenden erhalten.

So vorbereitet begab ich mich schließlich in eine Sitzung der Cortes. Das Gebäude gleicht äußerlich unserm Schauspielhause, ist aber lange nicht so groß. Der Sitzungssaal, der gewölbt ist, wird von einer stattlichen Kuppel bedeckt und bildet einen Halbkreis, in dem sich die Sitze der Deputirten concentrisch hinter einander erheben wie die Plätze des Publicums in einem antiken Theater, so daß jede Reihe über die vorhergehende hinwegsieht. Ihnen gegenüber saß auf der breiten Seite des Saals der Präsident und neben ihm zu beiden Seiten die Minister. Diese aber war mit einem Baldachin geschmückt, in dessen Mitte sich das spanische Wappen befand, offenbar eine symbolische Andeutung des Thrones, vor dem zwei Wappenherolde standen, die sich zumal bei ihrer Unbeweglichkeit in ihrer mittelalterlichen Tracht wie ein paar Versteinerungen ausnahmen, denn sie trugen ein rothes Wams und ein Barett mit Federn, während die Deputirten sämmtlich in Paletots und mit Cylinderhüten erschienen. Die Tribünen für die Zuhörer waren ausschließlich auf der halbrunden Seite des Saals angebracht

und die Frauen waren streng von den Männern geschieden.

Die Sitzung begann pünktlich um zwei Uhr und nahm Anfangs einen ziemlich friedfertigen Character an: die Deputirten sprachen stets vom Platz aus und machten keinen Gebrauch von der Tribüne zu den Füßen des Präsidenten. Dann aber warf Ochoa den Funken ins Pulverfaß und dies explodirte nach allen Seiten. Es fand bald keine Discussion mehr statt, sondern die verschiedenen Partheien, die ihre abgesonderten Standquartiere hatten, erhoben sich in Masse und stießen eine Art von Schlachtgeschrei gegen einander aus, in dem die Glocke des Präsidenten wirkungslos verhallte. Nachdem sie sich ausgetobt hatten, wurde die Sitzung auf eine halbe Stunde unterbrochen und dann begannen die Anschuldigungen, mit denen sie sich überhäuften, aufs Neue. Als ich dies vier Stunden lang mit angehört hatte, ging ich zu Tisch und machte für die darauf folgende Nachtsitzung von meiner Eintrittskarte, die auf den ganzen Tag ausgestellt war, keinen Gebrauch mehr. In dieser ist es, da sich mehrere Partheien gegen das Ministerium verbanden, wie ich am nächsten Tage aus den Zeitungen ersah, noch stürmischer hergegangen und das Ministerium hat sich nicht anders zu helfen gewußt, als dadurch, daß es die Kammer vertagte. Sie trat, nachdem ein neues Ministerium gebildet war, wieder zusammen und wurde dann, da sie sich auch jetzt nicht mit dem Ministerium verständigen konnte, aufgelöst. Man sprach schon damals davon,

daß der König Amadeo der Sache überdrüssig geworden sei und abdanken wollte. Daß dies früher oder später geschehn würde, daran zweifelte freilich Niemand und zu verdenken wäre es ihm wahrlich nicht, denn ein Volk wie die Spanier constitutionell zu regieren ist eine Unmöglichkeit. Sie betrachten, wie sie mir selbst oft eingestanden haben, Recht und Gesetz als eine lästige Fessel und finden ein besondres Vergnügen darin, sie zu übertreten. Dann aber haben ihre Partheien, denen es stets nur um die Erreichung persönlicher Zwecke, niemals um das Wohl des Ganzen zu thun ist, nicht einmal so viel politische Einsicht, daß sie bei dem Sturz eines Ministeriums ein andres in petto haben, das an die Stelle treten könnte. Wenn nämlich ein Ministerium gestürzt werden soll, und dies ist beinahe stets die Absicht einer jeden Kammer, so verbinden sich ein paar Partheien, die sich sonst wie Feuer und Wasser gegenüberstehn, und suchen die Majorität für sich zu gewinnen. Ist ihnen dies gelungen, so ist das Ministerium bei der nächsten Abstimmung verloren. Sie wissen dabei sehr wohl, daß aus ihren Reihen niemals ein einheitliches Ministerium hervorgehn kann, aber sie bereiten der Krone doch eine Verlegenheit und verwirren, so weit es ihnen möglich ist, die öffentlichen Zustände. Während meines Aufenthalts in Madrid erlebte ich in drei Monaten einen dreifachen Wechsel des Ministeriums, eine Vertagung und eine Auflösung der Kammer. Seitdem ist es nicht besser geworden. Es ist ein Mordversuch auf das Leben des Königs gemacht worden und

ein offener Aufstand ausgebrochen, dem man viel zu viel Ehre anthut, wenn man ihn auch nur zum größeren Theil für politisch hält. Unfre Zeitungen brachten vor Kurzem die Mittheilung, die sogenannten Carlisten hätten sich jetzt als gemeine Diebe und Räuber „entpuppt“: wer die spanischen Zustände kennt, hat sie niemals für etwas Andres halten können, denn keiner von ihnen hat die Waffen mit der Hoffnung auf den Sieg von Don Carlos ergreifen können, sondern allein in der Aussicht auf Raub und Plünderung. Es giebt überhaupt in Spanien keine Parthei, die an und für sich mächtig genug ist, um die andern im Schach zu halten oder vollends zu unterdrücken, selbst nicht die republikanische, die am weitesten verbreitet ist: so lange die Armee intact bleibt, können diese undisciplinirten Horden keinen nachhaltigen Sieg erringen. Dagegen ist alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß dereinst der Herzog von Montpensier und Isabella ihre Kinder mit einander verheirathen, die bedeutendsten spanischen Generale auf ihre Seite bringen und daß diese dann gegen den König Amadeo ein pronunciamento erlassen werden, welches ihn nöthigt, in das Land seiner Geburt zurückzukehren. Wenn aber einige Stabilität in die öffentlichen Zustände eingekehrt sein sollte, so wird es nicht genügen, daß der König, wie man ihm jetzt bereits gerathen hat, die Verfassung suspendirt, sondern man wird vor allen Dingen daran denken müssen, die tiefen sozialen Schäden zu heilen, an denen das Land zu Grunde gehn muß. Man wird, um nur einige Hauptpunkte zu nennen,

zunächst das falsche Geld aus dem Verkehr entfernen und Treu und Glauben wieder herstellen, man wird der Arbeitsscheu entgegentreten und die Bettellei abschaffen müssen, man wird dem Hange zum Hazardspiel nicht länger Vorschub leisten dürfen, wenn man anders der spanischen Nation den Character von Ehrenhaftigkeit wiedergeben will, an dem sie so große Einbuße gelitten hat.

Inzwischen war das Weihnachtsfest herangekommen und ich konnte mich eines Gefühls von Beklommenheit nicht erwehren, wenn ich daran dachte, in welcher Weise ich es in diesem Jahr begehnen und wie ich namentlich den heiligen Abend zubringen sollte. Die Spanier feiern es dadurch, daß sie sich gegenseitig ausschließlich mit Eßwaaren beschenken, weshalb auch in Madrid eine Art von Christmarkt stattfand, wo man Backwerk und Früchte verkaufte, aber dies genügte mir begreiflicher Weise durchaus nicht. Da half mir der Prediger der protestantischen Gemeinde, Pastor Fliedner, aus der Noth, indem er mir die Mittheilung machte, daß er um diese Zeit für die Kinder unsrer Gemeinde eine feierliche Christbescheerung veranstalten wollte und mich auf den heiligen Abend zu sich einlud. Ich erfuhr von ihm zu meiner Ueberraschung, daß an vier verschiedenen Orten in der Stadt über dreihundert Kinder beschenkt werden sollten und fand mich an dem, der meinem Hotel zunächst lag, ein. Hier war in einem festlich mit Kränzen und farbigen Lampen decorirten Saal ein großer Weihnachtsbaum aufgestellt: mit den Kindern

wurde eine Art von Catechisation angestellt, sie sangen ernste Lieder und wurden zum Schluß mit allerhand nützlichen Dingen beschenkt, die die Neugierde des Publicums, welches freien Zutritt zu haben schien, erregten, denn dies strömte in Masse hinzu, um sich die reich ausgestatteten Teller anzusehn. In Deutschland würde dies kirchliche Fest bei verschlossnen Thüren einen mehr erbaulichen Character gehabt haben: hier war es mehr gemüthlich und wenn man sich die bunte Menge ansah, die zwischen den aufgestellten Tischen hin- und herwogte, so konnte man glauben auf einem Jahrmarkt zu sein. Ohne Zweifel aber wird manche spanische Mutter bei sich gedacht haben, daß der Protestantismus doch seine Vortheile hätte, da für die Kinder so gut gesorgt wurde.

Am heiligen Abend besuchte ich Pastor Fliedner, dessen Bekanntschaft mir in jeder Beziehung werthvoll geworden ist. Ich traf ihn ganz allein: er ließ es sich aber nicht nehmen, einen Christbaum, der in der Mitte des Zimmers stand, anzuzünden und mich mit einem Messer zu beschenken, da er hörte, daß ich das meinige am Tage zuvor auf der Bibliothek eingebüßt hatte. Es gereichte ihm sichtlich zur Genugthuung, etwas wieder gutmachen zu können, was die Spanier an mir verbrochen hatten und mir war es äußerst interessant, an ihm einen Anwalt für die spanische Nation zu finden, die seiner Meinung nach weder in moralischer noch in intellectueller Beziehung so tief stand, als es von den Deutschen, die unter ihnen lebten und auch von mir behauptet wurde. Ich scherzte oft mit ihm und

beflagte ihn, daß er sich eine so undankbare Aufgabe gestellt hätte, denn ich an seiner Stelle würde das Evangelium lieber den Hottentotten predigen als den Spaniern, worauf er erwiderte, sie würden schon ehrlichere Menschen werden, wenn sie erst bessere Christen geworden wären, während ich freilich glaubte, sie müßten erst ehrliche Menschen werden, um gute Christen sein zu können. Einen Beweis davon, wie wenig sie weder das eine noch das andre waren, lieferte uns später ein Vorfall auf kirchlichem Gebiet, der in Madrid Sensation machte und auch in der Kölnischen Zeitung besprochen wurde, so daß sich der Fürst Bismarck selbst veranlaßt sah, telegraphisch anzufragen und sich von dem eigentlichen Stande der Dinge zu unterrichten. Die Sache war folgende:

An einem Vormittage im Januar 1872 erschienen in einer der größten Kirchen von Madrid vier Individuen im Büssergewande vor dem Altar und wurden hier im Beisein der höchsten kirchlichen Würdenträger und einer zahlreichen Gemeinde als reuige Sünder mit großem Pomp wieder in den Schooß der allein selig machenden Kirche aufgenommen. Wie man nämlich behauptete, so sollten sie „um schnöden Gewinn“ vom Katholicismus abgefallen sein und das Heil ihrer Seele dem Protestantismus verkauft haben. In Folge dessen erschien denn auch ein fulminanter Artikel in einem spanischen Blatt, in dem ein Triumphlied über diesen Sieg der katholischen Kirche angestimmt und die protestantische Gemeinde in Madrid mit den stärksten Schmähungen überhäuft wurde. So z. B.

wurde eine Kapelle derselben ohne Weiteres ein Schweinestall genannt.

Wenn sich die Sache so verhalten hätte, so wäre sie jedenfalls für die Protestanten sehr betrübend gewesen. Wie mir indessen Pastor Fliedner mittheilte, so waren drei von den sogenannten Neuen überhaupt keine Protestanten sondern Katholiken gewesen und man hatte jedem von ihnen 1000 Realen versprochen, wenn er sich zu dem feierlichen Act hergeben wollte; über die Religion des vierten herrschte ein Dunkel: vielleicht war es ein Jude. Jedenfalls war er, da er die 4000 Realen für Alle erhielt, den Andern mit dem Gelde durchgegangen und diese hatten nun das leere Nachsehen. Was würde also der Protestantismus, selbst wenn er Katholiken dieser Art zu sich bekehrte, für einen Vortheil gehabt haben?

Wir sprachen dann auch von der heutigen Litteratur der Spanier, von der ich behauptete, daß sie weit hinter der der Italiener zurückbliebe und augenscheinlich ganz und gar von der französischen Geschmacksrichtung abhängig wäre. Fliedner leugnete das nicht, er erinnerte mich aber daran, daß auch Deutschland bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts ausschließlich den Franzosen gehuldigt hätte, bis denn namentlich durch Lessing eine neue Bahn gebrochen sei, auf der eine originell deutsche Litteratur habe entstehen können. Er hegte die Hoffnung, daß es auch Spanien an einem solchen Befreier nicht fehlen und daß es dann seinen früheren Glanz wieder erhalten würde. Darüber ließ sich nun freilich nicht streiten.

Als ich mich gegen zehn Uhr von ihm trennte, war es auf den Straßen äußerst lebendig geworden. Halbwachsene Jungen liefen in Schaaren mit Fackeln, Trommeln und Pauken umher und machten einen Heiden=scandal. Sie trieben dabei gelegentlich den Vorübergehenden den Hut an und verübten allerhand Unfug. Dies währte bis an den Morgen und ich wurde öfters in der Nacht durch das Geschrei der an unserm Hotel Vorüberziehenden aus dem Schlaf aufgeweckt. Auf diese Weise äußerte der Pöbel von Madrid seine Freude über die Geburt Christi.

Gegen Ende des Jahres wurde es sehr still in unserm Hotel und die table d'hôte schmolz stark zusammen. Ein Theil von den Mitgliedern der italienischen Oper, unter ihnen auch die hübschen Tänzerinnen, die Laurent witzig *les fleurs animées* zu nennen pflegte, verließ das Haus, um sich anderweitige Wohnungen zu suchen: auch die Frau des österreichischen Kaufmanns ging nach Wien zurück. Sie konnte es in einer Wirthschaft, wo weder Fenster noch Schlösser polirt wurden, wo nicht einmal die schadhafte Bettwäsche ausgebessert noch an ein gründliches Reinigen des Zimmers gedacht wurde, nicht länger aushalten und ihr Mann, der sich mit dem Wirth entzweit hatte, miethete sich darauf ebenfalls in einer *casa de huespedes* ein, wo es ihm Anfangs außerordentlich gefiel. Er redete mir daher dazu, dasselbe zu thun und da man mir Hoffnung auf eine sehr freundliche Wohnung nach der Sonnenseite mit einem vorgebauten Erker machte, so

war ich schon Willens, ebenfalls die fonda de las cuatro naciones zu verlassen, als ein unvorhergesehener Incidenzfall meinen Entschluß vereitelte.

Es war nämlich am Sylvester 1871, als ich um Mittag auf der Schattenseite der Puerta del Sol spazieren ging und von einem kleinen Mädchen gefragt wurde, was die Uhr sei. Ich sagte ihr Bescheid und ging dann nach der Sonnenseite hinüber, wo, wie gewöhnlich, eine Menge von Menschen hin- und herwogte. Während ich eben im Begriff war, in eine Seitenstraße einzubiegen, fragte mich plötzlich ein Soldat, der neben mir ging, ob ich auch noch meine Uhr hätte? er hätte so eben gesehen, daß Jemand danach griff. Sie war, wie ich zu meiner Ueberraschung entdeckte, da ich den Rock nicht zugeknöpft hatte, von der Kette abgeschnitten und ein anderer Unbekannter, der ebenfalls neben mir ging, behauptete sogar den Dieb noch unfern von uns unter den andern Spaziergängern zu erkennen und forderte mich auf, denselben gemeinschaftlich mit ihm zu verfolgen. Ich war wirklich so thöricht, dies zu thun und durchstrich mit ihm ohne allen Erfolg einige Straßen. Später machte man mich darauf aufmerksam, daß wahrscheinlich eben sowohl jenes Mädchen, wie dieser Mann im Complotte gewesen waren und der letztere allein die Absicht hatte, mich auf eine falsche Fährte zu führen.

Am nächsten Tage besuchte ich den österreichischen Kaufmann in seiner neuen Wohnung und erzählte ihm meinen Unfall, während sich zufällig sein Wirth im

Zimmer befand. Dieser mischte sich ins Gespräch und äußerte dabei die Ansicht, ich dürfte darüber nicht weiter unwillig sein, da der Dieb jedenfalls mehr zu bedauern sei als der Bestohlene. Mir kam das sonderbar vor und ich fragte ihn, woher er das glaubte. „Der Dieb“, erwiderte er, um sein Axiom zu begründen, „ist jedenfalls ein armer Teufel, den man bemitleiden muß, weil er genöthigt ist, zu einer so gefährlichen Erwerbsquelle seine Zuflucht zu nehmen. Sie sind jedenfalls ein wohlhabender Mann: sonst wären Sie nicht nach Spanien gekommen, und werden den Verlust einer goldnen Uhr leicht verschmerzen können. Im Grunde ist also hier kein Unrecht geschehn, wennschon ich nicht leugnen will, daß der Dieb ungesetzlich gehandelt hat.“

Diese Auffassung des siebenten Gebots kam mir so eigenthümlich vor, daß ich gegen meinen Landsmann, sobald der Wirth das Zimmer verlassen hatte, mein Bedenken äußerte, ob es gerathen wäre, bei einem so freisinnigen Mann eine Wohnung zu miethen. Dieser meinte freilich, daß dergleichen communistische Redensarten nichts zu sagen hätten, wurde aber doch bald eines Andern belehrt. Am folgenden Tage ließ er nämlich, da er genöthigt war, auf längere Zeit auszugehen, einen Commis in seiner Wohnung zur Aufsicht zurück. Diesem aber wurde die Zeit zu lang, um die Rückkunft seines Principals abzuwarten, er gab den Schlüssel derselben an den Wirth und als der Kaufmann zurückkam, fand er jenen damit beschäftigt, in seinem Zimmer aufzuräumen, was

auch so gründlich geschehn zu sein schien, daß das sämmtliche baare Geld daraus verschwunden war. Der arme Mann war in Verzweiflung. Er reiste sogleich nach Barcelona, schüttelte dort den Staub oder richtiger den Schmutz von seinen Füßen und verschwor es, nachdem er nach Pest gegangen war, Spanien jemals wieder zu betreten.

Ich hatte dagegen, wie man denken kann, alle Lust verloren, jenes Haus zu beziehen, ich packte die goldne Uhrkette, die mir noch geblieben war, mit vier Medaillons, die sich in einer goldnen Kapsel befanden, sorgfältig zusammen und schloß Beides in einen Koffer, dessen Schlüssel ich stets in meinem Portemonnaie trug, aber auch dort waren sie noch nicht sicher. Als ich auf der Rückreise nach Valencia kam, bemerkte ich, daß man das Schloß meines Koffers, welches noch in Cordova unverletzt gewesen war, erbrochen hatte und als ich denselben leerte, um es repariren zu lassen, fand ich, daß die Goldsachen daraus verschwunden waren. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Eisenbahnbeamten den Koffer unterwegs geöffnet und geplündert hatten, denn Alles, was ich später über die Verwaltung dieser Bahn erfuhr, stimmte mit diesem Verfahren überein. So hatte man z. B. die Bestimmung getroffen, daß das Geld in Säcken versandt werden mußte, die nur oben zugesiegelt sein durften, nicht auch an den Seiten. Hier waren in Folge dessen beim Transport die Nähte aufgetrennt und ein Theil des Geldes herausgenommen. Wenn sich nun die Empfänger beschwerten, daß sie ihre Zusendungen nicht richtig erhalten

hätten, so schob man die Schuld davon auf ihre eignen Boten, die man des Diebstahls beschuldigte; wenn sie aber darauf drangen, das Geld selbst auf dem Bureau der Eisenbahn ausgezahlt zu erhalten, so erwiderte man ihnen, daß dazu keine Zeit wäre. Konnte ich mich daher wundern, von den Unterbeamten bestohlen zu sein, wenn die Oberbeamten den Diebstahl, wenn sie nicht geradezu daran theilhaftig waren, wenigstens auf jede Weise erleichterten?

Ich blieb nun noch den Januar über in Madrid und besuchte während dieser Zeit auch die Kunstausstellung und das neu eröffnete archäologische Museum. Die erstere gab mir allerdings von dem gegenwärtigen Zustande der Malerei in Spanien einen sehr unvortheilhaften Begriff. Unter Hunderten von Bildern, die dort ausgestellt waren, war kaum ein Duzend Genrebilder, das man erträglich nennen konnte, alle übrigen waren schlechthin verwerflich: in den historischen herrschte eine steife Affectation, in den landschaftlichen fehlte es an jeder Auffassung der Natur und namentlich in der Darstellung des Baumschlags wurde stark gefrevelt; den Portraits fehlte es an individuellem Ausdruck. Man hätte es nicht glauben sollen, daß die Epigonen von Murillo, Velasquez und Ribera so weit herunterkommen konnten.

Besser gefiel es mir im archäologischen Museum, wo man wenigstens viel Merkwürdiges zu sehen bekam. Da indessen die Räume für den geringen Vorrath von Sachen noch zu ausgedehnt waren, so hat man darin neben den

römischen, maurischen und mexicanischen Antiquitäten auch noch ganze Säle mit den modernen Erzeugnissen der heutigen Fabriken und Manufacturen angefüllt. Wenn man indessen erst die Bestimmung getroffen haben wird, daß die Resultate sämtlicher Ausgrabungen nach Madrid abzuliefern sind, so läßt sich das Beste hoffen: wie die Dinge jetzt stehn, so hat man in Madrid nicht einmal Kenntniß von dem, was in den Provinzen gefunden wird, geschweige daß man auch nur etwas von dem Wichtigsten im Original besäße.

Mehr als Alles aber, was ich sonst in Madrid gesehen und gehört hatte, erfreuten mich die Streichquartette, welche Sr. Monasterio am Sonntag Mittag arrangirt hatte. Sie zeigten mir, daß die deutsche Musik, die leichter zu verstehn war, als die Poesie, ihren Weg auch zu den Herzen der Spanier gefunden hatte. Nicht nur die Ausführung war vortrefflich, sondern das Publicum schien auch von den Schönheiten unsrer klassischen Musik geradezu electrifirt zu sein: jede affectvolle Stelle wurde beklatscht und das Adagio mußte in der Regel wiederholt werden. Wenn es daher, wie Fliedner behauptete, für Spanien noch eine Befreiung aus den französischen Banden giebt und wenn ihm ein nationaler Aufschwung in künstlerischer Hinsicht bevorstehn sollte, so wird, davon bin ich überzeugt, das Quartettpublicum die Wiege dieser Bewegung sein.

Der ganze Monat war in Madrid außerordentlich milde gewesen, ja es gab Tage, an denen man vollkommen vergaß, daß wir mitten im Winter waren. So

entsinne ich mich eines Mittags, als ich nach Buen retiro, einem weit ausgedehnten Park unmittelbar vor den Thoren von Madrid, hinaufging. Hier liegt auf der Höhe des Berges ein See, auf dem man um jene Zeit Wasserfahrten unternahm wie bei uns im Juli oder August. Am nächsten Tage machte ich mit Hermann Knust einen Spaziergang an das Ufer des Manzanares, der um diese Zeit reich an Wasser war. Hier sahn wir auf eine unabsehbare Strecke hin eine Menge von Wäscherinnen am Ufer stehn und in dem Wasser handtieren, als wäre es der wärmste Sommertag, während die Sonne vom wolkenlosen Firmament herab die Schneeberge am Horizont erleuchtete. Am letzten des Monats aber schien es vollends, als hielte der Frühling einen Triumphzug in die Hauptstadt Spaniens und dies machte mir Muth zu einem Abstecher nach dem Escorial, wo ich noch ein gelehrtes Problem zu lösen hatte.

VII.

Der Escorial zum zweiten Mal. Sevilla.

Bei dem wiederholten Besuch im Escorial um diese Zeit hatte ich mich vollständig verrechnet, wenn ich auf beständiges Wetter zählte: so warm und windstill, wie der letzte Tag des Januar in Madrid gewesen war, so kalt und stürmisch war der erste Februar im Escorial.

Von den schneebedeckten Bergen blies ein so eifiger Wind auf den Platz um das Kloster herab, daß man die Pforten desselben geschlossen hatte: ich mußte durch einen unterirdischen Gang dorthin gelangen, und wenn ich in meinem Arbeitszimmer angekommen war, so setzte ich mich in einem wattirten Paletot, den Hut auf dem Kopf und einen dicken Plaid um meine Füße geschlungen, neben das dort aufgestellte Kohlenbecken. Kein Samojede hätte sich besser auf eine Schlittenfahrt vorbereiten können, als ich zur Erforschung meiner Handschrift. Als aber die Kälte etwas nachgelassen hatte, begannen so heftige und ununterbrochne Regengüsse, daß ich an einem Tage mein Haus überhaupt nicht verlassen konnte: an den andern war die Dunkelheit so groß, daß ich nur mit Mühe die Buchstaben meines codex zu entziffern vermochte.

In dieser qualvollen Situation lernte ich auch die Heizung mit den spanischen Brasseros kennen, von denen ich jetzt noch nicht begreife, wie man sich ihrer ohne Schaden für die Gesundheit bedienen kann. Es wird nämlich zur Erwärmung des Zimmers ein rundes Gefäß mit ausgebrannten Holzkohlen, auf denen bereits die Asche liegt, ins Zimmer gestellt und wenn man eine stärkere Wirkung davon haben will, so muß man mit einem Schüreisen die Kohlen aufrühren, so daß die rothen unter ihnen an die Oberfläche kommen. Daß diese ganze Art von Heizung nicht ohne Gefahr und eine Art von Kohlenvergiftung der Atmosphäre damit verbunden ist, ging mir schon daraus hervor, daß der Kellner mich ausdrücklich warnte, den

Brassero Nachts in meinem Schlafzimmer stehn zu lassen, da ich sonst vielleicht am nächsten Morgen nicht wieder aufwachen könnte. Aber auch trotzdem, daß ich diese Vorsicht beobachtete und ihn eigenhändig vor dem Schlafengehn auf den Corridor stellte, bekam ich in der ersten Nacht so starke Brustbeklemmungen, daß ich eiligst aufsprang, die Balconthüren trotz Sturm und Regen aufsperrte und eine andre Luft zu schaffen versuchte. Da ich indessen von meinen Freunden in Madrid gehört hatte, daß sie den Brassero Monate lang im verschlossenen Zimmer bei sich gehabt hatten, so glaubte ich mich daran gewöhnen zu müssen, um so mehr, da mir auch in meinem Gasthof, der nur auf Sommergäste eingerichtet war, keine Wahl blieb, denn dort gab es kein Zimmer mit einem Camin. In der nächsten Nacht ging die Sache auch in sofern schon etwas besser, als die Brustbeklemmungen fortblieben: dagegen stellte sich aber eine Trockenheit im Halse ein, die mir den Athem versetzte. Endlich wich auch diese, aber bis zum letzten Tage behielt ich einen Essiggeschmack im Munde, der mir den Appetit vollständig verdarb, woran freilich nicht viel verloren war, denn die Kost, die man mir als einzigem Gast versetzte, war wirklich nicht des Essens werth. Diese Existenz ertrug ich eine Woche und eilte dann, nachdem ich nur einen halben Tag in Madrid verweilt hatte, so schnell als möglich nach Andalusien.

Der Gegensatz konnte nicht stärker sein. Schon in Madrid war trotz der geringen Entfernung die Luft viel wärmer als im Escorial, in Cordova, wo wir am nächsten

Vormittag ankamen, sahen wir eine Menge von Oliven, deren Anpflanzungen das Land weithin bedeckten, am Nachmittag fuhren wir eine Straße, die zu beiden Seiten mit Cactus eingefast war, auf der einen Seite den Guadalquivir, auf der andern weit ausgedehnte, herrlich grüne Wiesen und im Hintergrunde die Bergkette der Sierra Morena: dazu einzelne Orangenbäume, mit Früchten bedeckt, und Palmen. Alles trug den Charakter großer Lieblichkeit und die Berge waren nicht so rauh und steinig wie im Norden von Spanien: auch wurde die Atmosphäre selbst bei bedecktem Himmel milde und wohlthuend.

Sevilla selbst machte auf mich den angenehmsten Eindruck und erst jetzt kam es mir vor, als wäre ich in Spanien, während ich in Madrid sehr zum Nachtheil der spanischen Hauptstadt in jedem Augenblick an Paris erinnert worden war. Hier war Alles aus einem Guß. Die Häuser, niemals über zwei Stock hoch, entweder weiß oder wenigstens hellgelb, hellblau oder hellroth angestrichen und so sauber, als wären sie eben abgeputzt, haben sämmtlich grüne Jalousien, vor jedem Fenster einen kleinen Balcon und flache Dächer: das Schönste aber ist ihre Einrichtung im Innern. Sie haben nämlich großen Theils nach antiker Bauart noch einen mit Glas bedeckten Hof in der Mitte, der mit Fliesen gepflastert und mit Blumen, Gemälden und oft auch mit einem Springbrunnen ausgeschmückt ist. Dies ist das wahre Putzzimmer des Hauses und da es nur durch ein eisernes Gitter von der stets offenstehenden Hausthür getrennt ist, so kann man beim Vorübergehn

hineinsehn und sich an der Verschiedenartigkeit der Ausstattung, die oft höchst glänzend, immer aber geschmackvoll ist, ergötzen, denn ein Spaziergang durch die Straßen von Sevilla ist das Anmuthigste, was man sich denken kann. In unserm Gasthof war hier das Conversationszimmer. Dort lagen die Zeitungen aus: auch stand dort ein verstimmtes Clavier. Zur Einfassung und Ausschmückung der Treppen und Wände nimmt man dagegen buntes Fayence, was sich ganz reizend ausnimmt.

Die öffentlichen Plätze der Stadt sind beinahe sämmtlich mit Orangenbäumen bepflanzt, die damals zum Theil reich mit Früchten bedeckt waren, theils zu blühen anfangen, und mit Marmorbänken umgeben, wie denn überhaupt die Verschwendung von Marmor zu Tischen, Treppen und selbst zu Bauten eine ungeheure ist. Die engen Straßen aber, die man im Süden überall findet, sind hier weniger drückend, da die Häuser, wie gesagt, nicht hoch sind, wie es denn überhaupt wohl keine Stadt geben möchte, in der unter den herrschenden klimatischen Verhältnissen die Schönheit so wenig von der Zweckmäßigkeit beeinträchtigt ist, wie in Sevilla.

Nachdem ich mein Gewissen durch einen Besuch der biblioteca Colombina beruhigt hatte, ging ich in das Museum, vor dem eine Statue von Murillo steht und in dem sich nur Werke von Sevillaner Meistern befinden. Dies liefert den Beweis, daß Sevilla die einzige Malerschule hervorgebracht hat, die in Spanien existirt: hier ist Anfang und Ende, das Schönste was geleistet worden ist

und wer Murillo studiren will, kann dies nirgend besser thun, als in Sevilla. Auch scheint es in der That, als ob sich sein Geist hier lebendiger erhalten hat, als in Madrid, denn eine Kunstausstellung, die ich besuchte, enthielt durchschnittlich weit bessere Leistungen wie die zu Madrid, wenn schon es mich mit gerechtem Stolz erfüllte, daß das beste Bild von einem Deutschen, dem Sohn des Hamburger Consuls Eder, gemalt war. Noch größeren Genuß fand ich im Dom, der sich vollständig mit dem von Toledo messen kann und ihn an Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit sogar übertrifft. Am meisten aber interessirte mich der Alcazar, ein ehemaliges Residenzschloß der maurischen Califen, da es das erste Bauwerk dieser Art war, das ich überhaupt kennen lernte. Man könnte zum Muselman werden, wenn man den heitern, phantastischen Geschmack, den Reichthum und die Solidität betrachtet, mit der die Araber ihre Prachtbauten ausgeführt haben. Wenigstens sticht die große Nüchternheit und Dürsterkeit der christlichkatholischen Bauten jener Zeit, die zu gleichem Zweck aufgeführt wurden, sehr unvorthellhaft dagegen ab und man interessirt sich unwillkürlich mehr für die Besiegten als für die Sieger.

Während der acht Tage, die ich zu Sevilla verlebte, wurde dort der Carneval gefeiert und ein Placat von Seiten der Polizei ermahnte die Einwohnerschaft, sich in den Schranken des Anstands zu halten, doch versprach man, daß derjenige, der sie überschritte, deshalb nicht genöthigt werden sollte, sich zu demaskiren. Es lief auch

Alles sehr friedlich ab. Leider verregnete der erste Tag vollständig. Dafür brach der Jubel am zweiten in verstärktem Maaß aus: die Maskenzüge durchschwärmten die ganze Stadt und lockten alle Welt auf die Balcons heraus. Dann versammelten sie sich auf dem Platz vor der Fonda de Londres, wo ich wohnte, und hier wurden außerdem noch auf einer eigens dazu erbauten Tribüne Seiltänzerstücke aufgeführt. Gegen Abend begann dann die Musik, die bis nach Mitternacht allerhand hübsche Tänze spielte, während Niemand von dem dicht mit Menschen besäten Platz nach Hause ging. Auch am eigentlichen Fastnachtstage unterbrach der Regen die Lustbarkeiten und trieb die Menge aus einander, die sich aber wie die Ameisen wieder schnell zusammenfand und sich nichts von ihren Rechten nehmen lassen wollte. Am Aschermittwoch aber war es nicht räthlich, etwas zu unternehmen: der Regen goß in Strömen herab und machte es beinahe unmöglich, einen Fuß aus der Thür zu setzen, denn die Einrichtung der spanischen Dächer ist so mangelhaft, daß man nicht an ihnen vorübergehn kann, ohne ein Sturzbad zu bekommen. Man kennt nämlich in Spanien noch nicht das wohlthätige Institut der Dachrinnen, die das Regenwasser an den Häusern herunterleiten, sondern die Dächer der Häuser haben, wie bei uns noch zum Theil die der Kirchen, hochgelegene Gossen, die das Wasser auf die Straße herunterschütten. Sobald man sich daher aus der unmittelbaren Nähe der Mauer entfernt, so geräth man unter diese Cascaden, die aber auch

oft genug an schadhafte Stellen noch in den Bürgersteig hinabstürzen, so daß man nicht weiß, wohin man sich wenden soll.

Inzwischen habe ich doch bei der Aufregung, die damals herrschte, so ziemlich die ganze Bevölkerung gesehen und mich nur darüber wundern können, daß ich unter den viel gepriesenen Andalusierinnen kein schönes Gesicht entdeckte. Wenn man in Madrid ein auffallend hübsches Mädchen oder eine Frau bemerkte, so wurde einem in der Regel gesagt, daß sie aus Andalusien wäre: ich war daher nicht wenig gespannt, den andalusischen Typus an Ort und Stelle kennen zu lernen, fand mich aber sehr enttäuscht, als ich Stumpfnasen und aufgeworfne Lippen fand, die in ihrer häßlichsten Form, wie sie freilich nur selten vorkamen, an die Neger erinnerten. Auch die Nationaltrachten, von denen andre Reisende eine so lebendige Beschreibung machen, habe ich nirgend gesehen. Allerdings stießen mir öfters Leute aus den niedrigsten Volksklassen auf, die Pferdedecken und verschossene Tisch- und Fußteppiche, mit denen sie sich drappirten, als Mäntel trugen, aber man sah deutlich, daß dies nicht Gegenstand der freien Wahl und noch weniger eines eigenthümlichen Geschmacks sein konnte.

Dagegen ist mir in Sevilla ein für Spanien unerhörtes Beispiel von Ehrlichkeit begegnet, das ich nicht verschweigen will. Wenn ich mich in Madrid bei meinem Barbier vor dem Spiegel niederließ und dabei meine Brille ablegte, so that sie derselbe in eine verschließbare

Schatulle, damit sie mir, wie er sagte, Niemand stehlen könnte. Ich begriff zwar nicht, wie das vor meinen und seinen Augen möglich wäre, aber der Mann, der seine Landsleute besser kannte, als ich, mochte doch wohl Recht haben. In Sevilla begegnete es mir aber vollends, daß ich beim Fortgehn die Brille vergaß und diese Entdeckung erst einige Stunden nachher machte, als ich in unserm Gasthof bei Tisch war. Meine Nachbarn, denen ich dies mittheilte, versicherten, als sie hörten, daß sie aus Silber wäre, einstimmig, ich würde sie nie wiedersehn und vollkommen resignirt betrat ich gegen Abend die Barbierstube. Wie groß war aber mein Erstaunen, als der Herr derselben, noch bevor ich eine Sylbe gesagt hatte, mir meine Brille entgegenbrachte, ohne weiter ein Wort zu verlieren! — Dies wird mir unvergeßlich bleiben: es lebe der Barbier von Sevilla!

Nachdem ich die Stadt noch nach allen Seiten durchstrichen hatte, hätte ich wieder abreisen können, aber das Interesse an einem Funde, den man neuerdings in der Nähe gemacht hatte, hielt mich noch einige Tage fest. Wie ich nämlich aus Berlin erfuhr, so hatte man einige Meilen von Sevilla drei Erztafeln mit römischen Inschriften entdeckt, die für die Freunde des Alterthums von hohem Interesse zu werden versprochen, da sie aus früher Zeit stammten und wichtige Aufschlüsse über die Municipalverfassung unter den ersten Kaisern zu geben versprochen. Man hatte mich zugleich davon benachrichtigt, daß Sr. Caballero in Sevilla sich im Besiz dieses Schazes be-

fände und gebeten, wenn es möglich wäre, davon eine Abschrift zu nehmen. Meine erste Sorge war daher, in Madrid, sobald ich diese Mittheilungen erhielt, Alles in Bewegung zu setzen, um mir eine persönliche Empfehlung an den Besitzer der Tafeln zu verschaffen. Zu meinem Erstaunen aber erfuhr ich, daß er unter den dortigen Gelehrten ganz unbekannt war. Weder der Oberbibliothekar der Nationalbibliothek noch der Director des archäologischen Museums, bei dem man doch zunächst diese Kenntniß voraussetzen konnte, noch ihre Beamten, die selbst in Sevilla gewesen waren, hatten eine Ahnung von der Existenz dieses Mannes und ebenso wenig wußten sie von den Erztafeln, die bei Sevilla gefunden waren. Ich erhielt daher nur ein Schreiben von Harzebusch an den Vorsteher der Universitätsbibliothek zu Sevilla mit der Bitte, mir zur Auffindung von Sr. Caballero, wenn er überhaupt existirte, behülflich zu sein. Kaum aber war ich in Sevilla angekommen, als ich an der *table d'hôte* in meinem Gasthof erfuhr, daß Sr. Caballero eine in Sevilla allgemein bekannte Persönlichkeit und Besitzer einer Sammlung von römischen Alterthümern wäre, die in ganz Spanien nicht ihres Gleichen hätte. Und das wußte man nicht einmal im archäologischen Museum zu Madrid! Es hielt auch gar nicht schwer, mich bei ihm einzuführen, denn Sr. Bueno, der Vorsteher der Universitätsbibliothek, übernahm dies Geschäft, da er ihn persönlich kannte, mit großer Bereitwilligkeit. Caballero gab, da er krank war, seinen Dienern den Auftrag, uns

seine Sammlung zu zeigen und bei meinem Eintritt fielen mir sogleich die drei Bronzetafeln auf, die ich suchte. Ich sah indessen wohl, daß es doch einige Zeit bedürfte, um sie zu copiren und fragte, ob man mir dieselbe vergönnen wollte, worauf der Diener erwiderte, daß er die Erlaubniß seines Herrn einholen wollte. Er kam zurück und bat uns selbst, in das Krankenzimmer desselben einzutreten, wo wir ihn im Bett liegend fanden. Auf meine inständige Bitte, eine Abschrift nehmen zu dürfen, erhielt ich indessen den Bescheid, er beabsichtigte selbst jene Tafeln herauszugeben und konnte daher nicht gestatten, daß ihr Inhalt schon früher bekannt würde. In einem Monat würden sie, wie er hoffte, erscheinen.

Es wäre nun Alles gut gewesen, wenn man sich hierauf hätte verlassen können, aber von andrer Seite erfuhr ich, wie die Dinge eigentlich standen. Caballero selbst versteht gar kein Latein, wollte aber seinem Namen durch die Herausgabe jener Tafeln eine litterarische Bedeutung verschaffen. Er hatte sich daher an einen Professor der Universität von Sevilla gewandt, der ihm dabei behülflich sein und namentlich einen gelehrten Commentar dazu schreiben sollte. Da aber dieser, ein Geistlicher, einer solchen Aufgabe nicht gewachsen war, so war die Sache bereits Jahr und Tag verzögert worden und es war keine Ende davon abzusehn. Die von ihm ausgesprochene Hoffnung, daß sie in einem Monat abgethan sein sollte, war nichts als eine Täuschung.

Ich ging daher in das Zimmer zurück, in dem sich

die Alterthümer befanden, und nahm wenigstens von dem Inhalt der Tafeln, so weit es die mir karg zugemessene Zeit gestattete, eine oberflächliche Kenntniß, denn der Custode verfehlte nicht, mir auch noch eine Münzsammlung zu zeigen und da wir mit der Besichtigung derselben nicht zu Ende kamen, erbot er sich, an jedem andern Tage, da das Museum stets von zwölf bis ein Uhr offen stände, mich den Rest sehn zu lassen. Dies ließ ich mir nicht zweimal sagen und stellte mich in der Hoffnung, die Tafeln noch einmal näher ansehen zu können, am folgenden Tage mit der größten Pünktlichkeit ein, erhielt aber den Bescheid, daß die Sammlung heute nicht geöffnet und Sr. Caballero überdieß zu unwohl wäre, um mich empfangen zu können. Jetzt wußte ich genau, woran ich war und kam nicht wieder.

Die drei Tafeln sollten aber, wie man in Sevilla verbreitet hatte, nicht allein stehn: es sollten noch andre ähnlichen Inhalts gefunden sein. Da ich indessen über ihr Verbleiben und ihre zeitigen Besitzer nichts Authentisches erfahren konnte, so beschloß ich, überdieß entmuthigt durch meinen Mißerfolg bei Caballero, mich nicht weiter darum zu kümmern und nach Granada abzureisen. Beinahe aber hätte ich meinen Entschluß noch in der letzten Stunde geändert. Als ich nämlich so eben im Begriff war, in den Omnibus zu steigen, der zur Eisenbahn fuhr, berichtete mir ein Landsmann, dessen Bekanntschaft ich in Sevilla gemacht hatte, daß nach der Angabe von unterrichteten Spaniern nicht weniger als noch sechzehn Tafeln dieser Art vorhanden wären: nur wüßte man nicht, wer sie besäße.

Ich wollte schon mein Gepäck wieder in den Gasthof bringen lassen und mich näher nach der Sache erkundigen, aber eine innere Stimme warnte mich, auf die Aussage von Spaniern zu vertrauen, von deren Unzuverlässigkeit ich so viele Beweise hatte, und ich reiste nichtsdestoweniger ab. Mein Instinct hat mich richtig geleitet. Als ich nach Berlin zurückgekehrt war, erhielt ich aus Sevilla die Nachricht, daß jene sechzehn Tafeln überhaupt nicht existirten. Sie gehören in das unermessliche Reich spanischer Windbeuteleien.

VIII.

Granada. Cordova. Valencia.

Ich verließ Sevilla Vormittags um zehn Uhr, kam am Mittag in Cordova an und fuhr dann mit der Eisenbahn auf dem Wege nach Granada, so weit ich kommen konnte, d. h. bis Salina, denn hier war eine Lücke in der Bahn, die noch ausgefüllt werden sollte und wir bestiegen eine Diligence, um die Strecke von drei Stunden bis Loja, wo uns die Eisenbahn wieder aufnehmen sollte, zu Wagen zurückzulegen. Abends um neun Uhr waren wir in Salina angekommen. Die Wege waren schlecht und wir mußten mit unsern Maulthierern in schweren, ungeschickten Wagen Schritt vor Schritt fahren und erreichten, als wir um zwölf Uhr in der Nacht nach Loja kamen, doch den Anschluß nicht mehr: der Bahnzug war gerade vor fünf Minuten

abgelassen worden. Ohne Zweifel war dies eine starke Rücksichtslosigkeit des dortigen Bahnhofsbearbeiter, denn die Bahn endigte in Granada und es wäre von keinem Belang gewesen, wenn der Briefbeutel fünf Minuten später in Granada angekommen wäre: die Personen, die mit diesem Zuge befördert werden sollten, kamen doch erst aus Cordova und er wußte recht gut, daß dieselben auf dem Bahnhof in Loja so gut wie obdachlos waren, aber dies kümmerte ihn nicht. Wir mußten sehen, wie wir uns behelfen und die Noth war groß. Vierzig bis fünfzig Personen konnten unmöglich in einem provisorischen Bahnhofsgelände untergebracht werden, das kaum mehr als ein Schuppen war, noch in einer sogenannten Restauration, die nur aus einer Stube bestand, in der zumal das einzige Fenster zerbrochen war. Ich weiß nicht, wie die Andern sich durchgeholfen haben: ich kroch in den Wagen zurück, kauerte mich dort zusammen und versuchte zu schlafen, was aber bei der neblig kalten Luft nicht gut gelingen wollte. Um 4½ Uhr trat jemand an den Wagen heran und kündigte mir an, daß der Bahnzug angekommen sei. Voll Freude sprang ich auf und warf mich in ein bereitstehendes Coupé, aber ich hatte mich getäuscht, wenn ich glaubte, wir würden jetzt weiter befördert werden: wir mußten trotz dem bis um sieben Uhr ausharren, wo der nächste Postzug abgelassen wurde und mit diesem gelangten wir am folgenden Vormittag um zehn Uhr nach Granada.

Hier habe ich bei dem schönsten Wetter drei sehr genüßreiche Tage verlebt. Die Lage der Stadt an den beiden

Gebirgsströmen, dem Darro und dem Genil, ist entzückend und die Promenade, die sich beinahe bis an den Fuß der Sierra nevada erstreckt, jedenfalls die schönste in ganz Spanien, die Stadt selbst aber die interessanteste, die ich gesehen habe, denn drei Viertel davon sind noch so, wie sie zur Zeit der Mauren waren und man stößt fast bei jedem Schritt auf die frappantesten Ueberbleibsel aus jener Epoche.

Das großartigste Fragment derselben ist die Alhambra, der ehemalige Palast der Kalifen, der unmittelbar über der Stadt liegt und dieselbe vollständig beherrscht. Ich besuchte ihn mit einem Spanier, der mich zufällig im Athenäum zu Madrid gesehen hatte und mir seine Begleitung anbot und brachte dort einen Vormittag zu. Wir hätten keinen günstigeren Tag wählen können. Der Himmel war wolkenlos, die Schneeberge strahlten in ihrem hellsten Glanz, die Orangenbäume waren mit Früchten bedeckt, die Erde und alle Sträucher trugen ihr erstes Grün. Bei unserm Eintritt in das Thor dieses Wunderbaues, zu dem ein Park von riesigen Bäumen heraufführt, die so dicht belaubt sind, daß sie im Sommer keinen Sonnenstrahl durchlassen, bot man uns frisch gepflückte Veilchen an, die prachtvoll dufteten, wie sich denn auch selbst die Blätter der Orangenbäume, wenn man sie zerbrach, durch einen starken Wohlgeruch auszeichneten, worauf uns der Führer aufmerksam machte. In der Residenz der maurischen Fürsten selbst aber konnten wir bei dieser Beleuchtung die Filigranarbeit in der Ausschmückung der Zimmer bis ins feinste Geäder verfolgen und dabei die herrliche Aussicht auf die

Stadt, die Ebne und die Berge genießen. Leider hat man es freilich nicht lassen können, an den Wänden die Lücken, die die Zeit hervorgebracht hat, auf eine sehr plumpe Art auszufüllen und dies ist um so unverzeihlicher, als man doch im Stande war, ein ganzes Zimmer, dessen Decoration so gut wie verloschen war, aufs Glänzendste zu restituiren. Man hätte daher wohl an jenen Stellen mit mehr Sorgfalt verfahren oder sie auch ganz unberührt lassen können, denn es bleibt auch so genug übrig, um uns vollständig in eine andre Epoche der Cultur zurückzuversetzen.

Am Nachmittag ging ich nach dem Generalife, einem ehemaligen Lustschloß, das sich die maurischen Fürsten in der Nähe erbaut hatten, von wo man eine schöne Uebersicht über die Alhambra mit allen ihren weit ausgedehnten Trümmern gewinnt. Dies ist nun später beinahe gänzlich umgebaut worden: nur einige Zimmer haben noch ihre frühere Ausschmückung. Der spätere Besitzer hat auch nicht verfehlt, sich mit seinen sämmtlichen Ahnen dort im Conterfei aufzuhängen. Sonderbarer Weise aber ist auch das Bild eines maurischen Königs von Granada in denselben Saal gerathen und dies ist so viel edler, würdiger und anmuthiger als die ganze spanische Sippschaft, aus seinem Blick spricht so viel Milde des Characters und Humanität, während man in ihren Gesichtszügen nur Härte und Fanatismus gewahrt, daß man fast wünschen möchte, er hätte das Lustschloß behalten, aus dem sie ihn vertrieben haben, und so viel ist gewiß, daß eine Reise durch das südliche Spanien überhaupt weit schöner wäre,

wenn die Araber noch darin herrschten, als jetzt, wo es die heutigen Spanier bewohnen, nicht nur deshalb, weil dann ihre herrlichen Bauwerke noch unverseht daständen: man würde dann auch in ihnen mit einem Volksstamm verkehren können, der sich bis auf heute eine ausgeprägte Individualität, einen ehrenwerthen Character und alle Tugenden erhalten hat, die ihn von Alters her ausgezeichnet haben, während die Spanier in moralischer Hinsicht vollständig verwildert sind.

An diese Wahrnehmung, die sich mir so oft aufgedrängt hat, wurde ich erinnert, als ich die Cartuja, eine Kirche aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, besuchen wollte, die unmittelbar vor einem der besuchtesten Thore von Granada liegt. Trotzdem, daß mich mein Weg nur durch die Straßen der Stadt führte, forderte doch mein Cicerone für seine Begleitung einen ungewöhnlich hohen Preis und man warnte mich, ihn zu Fuß zurückzulegen, weil dort so viel räuberisches Gesindel wohnte, daß ich meines Lebens kaum sicher wäre, aber ich hatte keine Wahl, denn es gab keine Miethswagen in Granada. Ich wählte also einen Sonntag Vormittag, wo die Straßen bei schönem Wetter sehr belebt waren und legte meinen Weg, Dank dieser Vorsicht, unbehelligt und sehr befriedigt zurück, denn die Stuckaturarbeit dieser Kirche übertrifft Alles, was ich in dieser Gattung je gesehen habe. Nicht nur die Decke, auch die Wände und namentlich die Pfeiler sind mit Sculpturen wie besät und dabei steht Alles in der schönsten Harmonie. Die Bilderammlung, die in

den Gängen des Klosters aufgestellt ist, wirkt freilich abschreckend. Sie enthält auf großen Wandgemälden eine Darstellung von Märtyrern der katholischen Kirche, die auf die raffinirteste Weise zu Tode gequält werden, zu Nutz und Frommen der Gläubigen.

Auch die Cathedrale ist sehr sehenswerth und hält mit einer jeden andern den Vergleich aus. In der Sacristei befindet sich eins der schönsten Bilder, die ich kenne, eine Büßende mit aufgelöstem Haar vor einer Heiligen. Die Darstellung ist hinreißend, doch habe ich von dem Führer nicht erfahren können, wer der Schöpfer dieses ausgezeichneten Kunstwerks gewesen ist.

Um nichts zu versäumen, ging ich auch ins Theater, wo ein Stück von Kindern, wie es mir schien, auch für Kinder aufgeführt wurde. Das Publicum interessirte sich aber lebhaft dafür und je kleiner die auftretenden Acteurs und Actricen waren, desto größeren Beifall fanden sie. Ein kleiner Junge, der kaum sprechen gelernt hatte, erregte das größte Entzücken. Alle aber gehörten zu der Familie des Schauspieldirectors, der, wie ich glaube, mit ihnen herumreiste und sich auf dem Theaterzettel für die große Theilnahme bedankte, die ihm das Publicum zu Granada geschenkt hatte.

Nachdem ich nun noch die Wohnungen der Zigeuner besucht hatte, die sich übrigens in ihrer Gesichtsbildung von der der Andalusier nicht merklich unterscheiden, wenn man nicht etwa ihre glänzenden Augen in Anschlag bringen will, beschloß ich abzureisen und wäre am liebsten von

Granada direct nach Murcia gegangen, aber abgesehen davon, daß die Landstraße, die diese beiden Hauptstädte mit einander verbindet, nicht besser sein sollte wie die andern, die Spanien bei den Reisenden in Verruf gebracht haben, so warnte man mich auch ernstlich vor ihrer Unsicherheit, denn daß ich beraubt werden würde, wäre gewiß; vielleicht würde ich aber auch todtgeschlagen. Es blieb mir daher, um die Ostküste zu erreichen, kein andrer Weg übrig, als auf der Eisenbahn nach Cordova zurück und von dort nach Valencia zu fahren. Hier stand wenigstens auf jeder Station ein Piquet von der Sicherheitswache und damals hatte man noch nichts von Ueberfällen der Bahnzüge gehört.

Es war freilich weder so bequem noch so leicht, als es den Anschein hatte. Bei dem geringen Verkehr, der überhaupt nur in Spanien stattfindet, giebt es selbst auf den Hauptstraßen nur wenig Bahnzüge und diese sind meistens so eingerichtet, wie es das Klima im Ganzen erfordert, d. h. sie gehn zum großen Theil bei Nacht. So war es auch hier. Wer von Granada nach Cordova reisen wollte, mußte in der Nacht um ein Uhr aufbrechen, was für die warmen Sommernächte eine sehr zweckmäßige Einrichtung sein mochte, für den Winter freilich nicht. Ich zog es daher vor, mich gar nicht zu Bett zu legen, denn mein Gepäck wurde schon um Mitternacht abgeholt. Der Omnibus fuhr dann eine Stunde später zur Eisenbahn und hier mußten wir noch eine Stunde in der Dunkelheit warten, bis der Zug abgelassen wurde, denn

es giebt nichts, womit man in Spanien verschwenderischer umgeht, wie mit der Zeit. Der Morgen war noch nicht angebrochen, als wir nach Loja kamen, wo wir in die Diligence gepackt wurden, mit der wir den Anschluß in Salina erreichen sollten. Nachdem wir indessen etwa eine Stunde gefahren waren, wurde uns angekündigt, daß wir nicht weiter könnten. Es war ein Bach ausgetreten, den wir mit unserm schweren Fuhrwerk nicht passiren konnten. Die Pferde wurden ausgespannt und die Passagiere, in drei Wagen vertheilt, hatten nun geduldig abzuwarten, ob das Wasser sich in den nächsten Stunden verlaufen würde oder nicht. Unter solchen Umständen wurde die Nachricht, daß eine Schenke in der Nähe entdeckt worden war, wo man wenigstens mehr Raum hatte sich auszuweiten als im Postwagen, mit großer Freude aufgenommen und wir machten Anstalt, den Bach zu durchwaten, um dorthin zu gelangen, was freilich für die Männer im Ganzen keine große Schwierigkeit hatte. In meinem Wagen befand sich aber eine englische Familie, mehrere Generationen vom Urgroßvater bis auf den Ur-enkel herab und vorzugsweise aus Damen bestehend, die sich, da sie der Landessprache unfundig war, wie dies die Engländer gewöhnlich thun, einen Spanier zum Reismarschall und Sackelmeister engagirt hatten, der mit einem mitleidigen Lächeln auf die Söhne Albions herabschaute: als wir diesen die Situation klar gemacht hatten, geriethen sie in nicht geringe Bestürzung. Es gelang aber dennoch, alle Passagiere über den Bach zu setzen und nach Verlauf

von einer halben Stunde fanden wir uns sämmtlich in der Schenke vor einem Feuer wieder, an dem wir unsre Kleider trockneten und etwas Wein nebst gebratnem Speck und Eiern zum Frühstück einnahmen. Dabei hatten wir eine große Menge von Gesindel als Zuschauer, die entweder der Regen oder die Neugier an diesen Ort getrieben hatte. Die Spanier, die an dergleichen Abenteuer auf ihren Reisen gewöhnt waren, schien die ganze Situation, die in der That für einen Maler ein interessanter Vorwurf gewesen wäre, zu belustigen: nur da, als wir bei der Bezahlung unsrer Zechen aufs Unverschämteste geprellt wurden, äußerten sie ihre Unzufriedenheit.

Inzwischen hatte uns das Glück beigestanden. Das Wasser hatte sich verlaufen, die leeren Wagen konnten über den Bach geschafft werden und nach einem Aufenthalt von etwa zwei Stunden konnten wir unsern Weg fortsetzen. Die Folge davon war allerdings, daß, als wir nach Salina kamen, wir den Anschluß an den Eisenbahnzug längst verpaßt hatten, aber wir konnten uns dies Mal wenigstens nicht darüber beschweren, daß man nicht auf uns gewartet hatte: wir hätten eben so gut erst am Abend oder auch am folgenden Tage kommen können. Unser Aufenthalt in Salina dauerte noch fünf Stunden: dann fuhren wir auf der Eisenbahn nach Cordova.

Aber auch dies sollte nicht ohne Hinderniß geschehn. Als wir eine Stunde Wegs zurückgelegt hatten, hielt der Zug an und man kündigte uns an, wir müßten aussteigen

und eine Strecke zu Fuß gehn. Die Bahn war nämlich schon vor zwei Tagen durch den Regen beschädigt worden und man hatte auch noch keine Anstalten gemacht um sie auszubessern, denn man liebt die Reparaturen überhaupt nicht in Spanien und behilft sich lieber, so gut oder so schlecht man kann. Hier fand das Letztere statt, denn wir wurden genöthigt, eine Viertelmeile weit mit unserm Handgepäck an einem Abhang hin zu gehn, wo wir entweder auszugleiten oder einzusinken fürchteten, denn wir hatten einen vom Regen durchweichten Sturzacker unter den Füßen. Wir überwandten indessen, einschließlic einer Frau mit einem schreienden Kinde, die alle Heiligen zum Schutz anrief, auch diese Schwierigkeit und gelangten nun ohne weitere Fährlichkeiten am späten Abend nach Cordova.

Die Stadt macht keinen angenehmen Eindruck. Die Nede in den Straßen, wo man außer einigen sehr zudringlichen Bettlern kaum jemand findet, der einem den Weg zeigen kann, hat etwas Unheimliches. Ich blieb daher nur noch einen Vormittag, um mir die Cathedrale anzusehn, die freilich in baulicher Hinsicht das Sonderbarste ist, was es giebt. Ursprünglich war es eine überaus prachtvolle Moschee. Von dieser ist noch ein sehr ausgedehnter Saal mit einer unzählbaren Menge kleiner Säulen erhalten, in denen man wie in einem Wald umhergeht, ferner eine Kapelle, die in dem Geruch einer ganz besondern Heiligkeit stand, und endlich ein Betzimmer, ausschließlich für den Kalifen bestimmt. Die beiden letztgenannten Gegenstände sind noch ganz unversehere und von großer Schön-

heit, der Saal hat dagegen eine neue Decke erhalten, die sehr roh aussieht und gar keinen Schmuck enthält. Da er nun überdies sehr niedrig ist, so macht der Haupttheil des alten Gebäudes durchaus keinen feierlichen Eindruck. Man würde dies aber, seiner Originalität wegen, hinnehmen können, wenn nicht der König Ferdinand die Moschee zum einen Theil in eine katholische Kirche verwandelt, zum andern damit verbunden hätte. Daher ist nun der maurische Saal derselben mit einer Menge von Kapellen und Altären für den katholischen Gottesdienst versehen worden und neben dem Adoratorium des Califen erhebt sich eine prachtvolle Kirche im gothischen Geschmack, die nicht glänzender ausgestattet werden konnte. Es ist, als ob man zur Vergleichung des maurischen und des katholischen Gottesdienstes aufgefordert werden sollte. Das Ganze aber bildet jetzt ein mixtum compositum, wie es sonst in der Welt wohl nicht mehr vorkommt.

Nachdem ich auch noch die Monumente gesehen hatte, die sich aus der Römerzeit erhalten haben, fuhr ich Tag und Nacht in vierundzwanzig Stunden auf der Eisenbahn nach Valencia, denn wenn ich auch, um den Weg weniger beschwerlich zu machen, unterwegs hätte anhalten wollen, so würde ich keinen Ort gefunden haben, wo es sich der Mühe verlohnt hätte vierundzwanzig Stunden zu bleiben und den nächsten Zug abzuwarten.

Das Innere der Stadt hat meine Erwartungen nicht befriedigt. Sie hat nur einen bedeutenden Platz, der unregelmäßig gebaut ist, von einer unschönen Form und

mit Ausnahme eines alten Thors, das noch aus sehr früher Zeit zu sein scheint, nichts Eigenthümliches. An den Cid Campeador erinnert nur noch der Name der Fonda del Cid, in der ich wohnte. Desto schöner ist es freilich draußen. Die Gärten und Spaziergänge, von denen die letzteren am Ufer des Guadalaviar bis ans Meer führen, zeigten mir eine Vegetation, wie sie nur in einem so milden, stets gleichmäßigen Klima gedeihen kann. Hier stand der Frühling schon in voller Blüthe: Mandeln, Aprikosen, Pflaumen und Kirschen, während „im dunkeln Laub die Goldorangen glühten.“

Unter den größeren Bauwerken ist die Cathedrale bei Weitem das Sehenswertheste, sie ist aber von dem darin abgebrannten Weihrauch ganz schwarz und schmutzig geworden und interessirte mich vorzugsweise durch eine schöne Madonna, wenn ich nicht irre, von Sassoferrato, die ich in einer Kapelle fand. Das Museum hat nicht einmal ein einzeln stehendes Gebäude und eine Menge unbedeutender Bilder, unter denen jedoch ein herrliches Stück von Leonardo da Vinci wie eine Perle hervorleuchtet.

Ich blieb nur kurze Zeit und fuhr dann auf der Eisenbahn nach Barcelona, doch nicht, ohne vorher Sagunt und Tarragona besucht zu haben, Orte, die für jeden Freund des römischen Alterthums von der höchsten Bedeutung sind. Das Erstere konnte ich sehr leicht, da ich einen vollen Nachmittag verweilen durfte, ohne dort zum Uebernachten genöthigt zu sein, denn der Verkehr zwischen

den Seestädten ist in Spanien viel lebendiger wie der im Binnenlande, so daß man auch auf dem Wege von Valencia nach Tarragona und Barcelona mehrere Bahnzüge an einem und demselben Tage benutzen kann, zum Zweiten aber nahm ich mir mehr Zeit, was ich keineswegs bereue.

IX.

Sagunt. Tarragona. Barcelona.

Ich fuhr um Mittag von Valencia fort. Nachdem wir etwa zwei Stunden Wegs gemacht hatten, trat der Conducteur an den Waggon und annoncirte Sagunt. Es durchzuckte mich, als sollte ich um mehr als zweitausend Jahre zurückversetzt werden. Bis vor Kurzem hat diese Station noch den Namen Murviedro geführt: jetzt hat man sie wieder Sagunt genannt und damit alle Erinnerungen wachgerufen, die der spanische Name in Vergessenheit gebracht hatte. Ich sprang daher aus dem Coupé, ließ mein Gepäck auf dem Bahnhof zurück und eilte mit einem Führer, der sich mir sehr bereitwillig anbot, den Bergen zu. Wir durchschritten die Stadt, die freilich von dem alten Sagunt keine Spur enthält: dies ist Murviedro und sollte billigerweise nie anders genannt werden, denn es liegt offenbar zum Theil an einer andern Stelle und nach einer ganz andern Richtung hin ausgedehnt als Sagunt, welches unmittelbar am Fuß des Berges lag

und denselben umgab. Dann aber stiegen, als wir Murviedro im Rücken hatten, zwei Bergkuppen vor uns auf, durch einen Sattel mit einander verbunden: das war die Burg des alten Sagunt, an deren Fuß noch heute das Theater mit dem Blick aufs Meer liegt, wie das Theater des Dionysos zu Athen. Zahlreiche Ueberbleibsel von Befestigungen, mit denen man schon in ältester Zeit den Abhang des Berges umgeben hatte, machen auch jetzt noch einen imposanten Eindruck und man begreift vollkommen, daß Hannibal acht Monate gebraucht hat, um die Festung zu erobern. Wir wanderten eine geraume Zeit, bis wir die Höhe erstiegen hatten und hier gewannen wir von einem doppelten Gesichtspunct aus einen entzückenden Blick einerseits auf die fruchtbare Ebene von Valencia, das sich im Hintergrund zeigte, den Garten Spaniens, andererseits auf die Berge, während in unserm Rücken das flache Land, vor uns das unbegrenzte Meer lag. Hierbei aber drängte sich mir die Bemerkung auf, daß die Küste an dieser Stelle seit den Tagen des Livius und Polybius starke Veränderungen erlitten haben muß: das Meer ist jedenfalls zurückgewichen und eine große Strecke Landes, die man mit bestem Erfolg bebaut hat, ist gewonnen worden, denn Livius erzählt, daß Sagunt tausend Schritt, Polybius, daß es sieben Stadien vom Meer entfernt gewesen sei: heute beträgt die Entfernung, die ich mir mit dem Auge freilich nicht genau abzumessen getraue, wie ich glaube, mindestens das Vierfache.

Doch dies störte die Illusion, in der ich mich befand, durchaus nicht, denn wer wäre im Stande auf eine solche Stelle zu treten, ohne sich im Geist in die Zeit eines welterschütternden Ereignisses zu versetzen, die Zeit, in der Hannibal durch die Eroberung von Sagunt dem römischen Reich den Fehdehandschuh hinwarf und einen Krieg entzündete, der von allen, die jemals geführt worden sind, vielleicht der folgenreichste gewesen ist. An dieser Stelle vergegenwärtigte ich mir, wie er, Anfangs zurückgeschlagen und sogar verwundet, dennoch den Raub nicht fahren ließ, den er in seinen Krallen hielt, wie er die römischen Gesandten, die den Frieden vermitteln wollten, mit den Worten abwies, sie möchten sich nicht zwischen die gezückten Schwerter stellen und er hätte überdies keine Zeit zu unterhandeln, wie er die Stadt Schritt für Schritt erkämpfte, wie dann trotz des gewissen Unterganges, den die Saguntiner vor Augen sahn, ein Friedensbote, von ihnen ausgesandt, nicht zurückzukehren wagte, da er von Unterwerfung auf Gnade und Ungnade zu berichten hatte, wie endlich ein anderer, von Hannibal ausgesandt, ihnen die letzte Hoffnung auf einen ehrenvollen Frieden abschnitt und nun die Ersten der Stadt alles Gold und Silber und ihre Kostbarkeiten auf den Markt trugen, es hier verbrannten und sich selbst mit in die Flammen stürzten: dies Alles konnte ich mir an Ort und Stelle lebhaft vorstellen. Daß aber Hannibal zum Schluß, wie Livius erzählt, die Stadt durch einen Handstreich genommen haben sollte, nachdem ein Thurm

auf der Burg, den er zum Wanken gebracht hatte, eingestürzt war, das konnte ich nicht begreifen und ich bin überzeugt, daß Livius dies nicht geschrieben hätte, wenn er die Lage von Sagunt aus eigener Anschauung gekannt hätte, denn es ist ganz undenkbar, daß man gegen die Burg von Sagunt jemals mit den Belagerungsmaschinen, die dem Hannibal zu Gebot standen, einen Angriff hätte machen können: das Terrain ist dazu viel zu abschüssig und man hätte sie nicht einmal aufstellen können. Ich bin fest überzeugt, daß die Burg von Sagunt nur durch den Mangel an Lebensmitteln, dessen Livius gelegentlich auch erwähnt, zur Uebergabe gezwungen werden konnte.

Nachdem ich mich einige Stunden bei wolkenfreiem Himmel an der herrlichen Aussicht und meinen Erinnerungen geweidet hatte, stieg ich zu dem Theater herab, welches der Herzog von Montpensier verständiger Weise mit einem Zaun hat einfriedigen lassen, damit die Trümmer wenigstens nicht mehr beschädigt werden können, und diese sind sehr bedeutend. Die Sitzplätze für die Zuschauer mit allen Zugängen und Umgängen sind vollständig erhalten. Durch die Mitte derselben und die der Orchestra ist ein Canal gezogen, der auch noch das Hyposcenium durchschneidet, wahrscheinlich, um das Regenwasser abzuleiten, doch führen in das Hyposcenium Stufen hinab, wodurch ein besondrer Zugang zu dem kellerartigen Gange gebildet ist, der, wie ich glaube, zur Ableitung des Wassers bestimmt war. Außerdem aber ist auch von dem Scenengebäude noch so viel erhalten, daß

man über seine Ausdehnung und Construction nicht in Zweifel sein kann. Merkwürdig waren mir sechs Zimmer, die ursprünglich weder Thüren noch Fenster gehabt haben, denn zwei Zugänge, auf denen man jetzt hineingelangen kann, sind offenbar erst neuerdings gemacht worden.

Auf meiner Rückreise durch Frankreich besuchte ich auch noch das römische Theater in Arles, das freilich kleiner ist wie das von Sagunt, doch hat sich vom Scenengebäude noch mehr erhalten. Dort gingen, wie ich bemerkte, die Sitzplätze der Zuschauer unmittelbar bis in die Orchestra herunter, so daß auch die unterste Stufe, die nur eine geringe Höhe hat, offenbar noch zu Sitzplätzen benutzt ist, was mit den Angaben Vitruvs nicht übereinstimmt, denn nach seiner Bemerkung sollen zu Rom wenigstens die Senatoren in der Orchestra gesessen haben, woraus folgt, daß die Sitze hinter denselben, wie bei uns die Parterrelogen, noch höher gelegen haben müssen, wenn die Zuschauer, die sich dort befanden, noch etwas sehn wollten. Es ist also klar, daß zu Arles wenigstens die Orchestra frei geblieben sein muß. Ob dies aber auch zu Sagunt der Fall war, oder ob die unterste Sitzstufe so hoch war, daß man über die Köpfe der in der Orchestra Sitzenden hinweg sah, weiß ich nicht zu sagen. Es gab an diesem denkwürdigen Nachmittag so viel zu sehn, daß ich darauf nicht geachtet habe.

Gegen Sonnenuntergang hatte ich meine archäologische Expedition geendigt und fuhr, da ich in Murviedro kein gutes Unterkommen für die Nacht finden zu können

fürchtete, auf der Eisenbahn noch nach Castellon de la Plana, am nächsten Morgen aber am Meer entlang nach Tarragona, wo ich am Nachmittag anlangte.

Meine Wohnung nahm ich in der Fontana de Oro unmittelbar am Hafen und hatte in Bezug auf die Lage kein schöneres Zimmer wählen können, denn von meinem Fenster aus konnte ich Sonne und Mond aus dem Meer aufsteigen sehen. Mein erster Gang war zu dem deutschen Consul Müller, der, wenn schon es wenig Deutsche in Tarragona gab, doch nicht leicht aufzufinden war, denn unter diesen wenigen befanden sich doch drei mit dem Namen Müller. Er nahm mich, trotzdem, daß ich ihm nicht speziell empfohlen war, als einen Landsmann mit der größten Zuvorkommenheit auf und hat während meines Aufenthalts zu Tarragona in der freundschaftlichsten Weise für mich gesorgt. Am nächsten Morgen holte er mich ab, um mir zunächst die Reste der sogenannten cyclopischen Mauern zu zeigen, die sich noch aus ältester Zeit erhalten haben und in dieser Ausdehnung wohl nirgend mehr so gefunden werden. Sie zeigen, wie stark das alte Tarragona, der Stützpunkt der römischen Herrschaft, dereinst befestigt gewesen ist. Dann fuhren wir nach dem archäologischen Museum, dessen Director, Hernandez, zuvor von ihm ersucht worden war, uns dasselbe auch am Sonntag zu öffnen und die darin befindlichen Schätze zu erklären. Dort brachten wir mehrere Stunden zu, und ich wäre zumal bei der gastfreien Aufnahme, die ich im Hause des Consuls Müller fand, gern noch einige

Tage in Tarragona geblieben, um die neu entdeckten Inschriften zu prüfen und zu copiren, wenn Sr. Hernandez dies erlaubt hätte, aber hier ergaben sich wieder dieselben Schwierigkeiten wie bei Caballero. Er wollte sich die Ehre der Publication nicht nehmen lassen und behauptete, daß man ihm seine bisherigen Mittheilungen dieser Art mit Undank vergolten hätte: deshalb sollte Niemand, so lange er lebte, anders als durch ihn von dem, was bei Tarragona neuerdings gefunden wäre oder noch ans Tageslicht käme, etwas erfahren.

Die Folge davon wird freilich die sein, daß wir, wenn er seinen Sinn nicht ändert, so bald überhaupt nichts von den dortigen Entdeckungen zu wissen bekommen werden, denn Hernandez findet bei dem geringen Interesse, das das spanische Publicum an diesen Dingen nimmt, in Spanien keinen Verleger und da er unbemittelt ist und unter den Ministerien, die sämmtlich vom Augenblick ihres Entstehens an schon um ihre Existenz zu kämpfen haben, keins sein wird, das ihn bei einem solchen Unternehmen unterstützen könnte, so werden sie unbekannt bleiben.

Dann machten wir noch eine Spazierfahrt um die Stadt, deren Lage, da sie von der Höhe aus die Umgegend beherrscht, noch der von Barcelona und Valencia vorzuziehen ist und sahen uns das ausgedehnte Terrain an, auf dem bis jetzt die meisten Alterthümer gefunden sind: den Rest des Tages aber verbrachte ich in der Familie des Consuls, der mir aus seiner langjährigen Erfahrung eine Menge ergötzlicher Züge aus dem Leben der Spanier mit-

zutheilen mußte, die ihre Unredlichkeit und Windbeutelei ins hellste Licht stellten. Ein schlagender Beweis für die Ueberlegenheit unsrer Nation dagegen war es, daß seine Frau, eine geborne Spanierin, bei einem Besuch, den sie mit ihm in Deutschland gemacht hatte, zu ihm geäußert hatte, sie begriffe nicht, wie er aus Deutschland hätte fortgehn können, da dort Alles so unvergleichlich besser wäre als in Spanien.

Am nächsten Morgen schickte er mir, da er beschäftigt war, einen jungen Landsmann aus seinem Comtoir, mit dem ich die Cathedrale besuchte, die mich freilich lange nicht so sehr interessirte, als die Trümmer einer römischen Wasserleitung, etwa eine Stunde von der Stadt, die mit zu dem Bedeutendsten gehören, was in Spanien noch aus dem Alterthum erhalten ist. Es war an diesem Tage sehr stürmisch, was überhaupt in Tarragona häufig der Fall sein soll, doch schreibt man diesem Umstande die Gesundheit seiner Bewohner zu, denn trotz seiner Lage an der See wird es niemals von Fiebern noch andern epidemischen Krankheiten heimgesucht: auch von der Cholera ist es verschont geblieben.

Nachdem ich zwei Tage lang dort verweilt hatte, fuhr ich nach Barcelona, wo mir zu meiner freudigen Ueerraschung unmittelbar nach meiner Ankunft in dem Gasthof, wo ich wohnte, der Pastor Fliedner entgegentrat. Er führte mich sogleich in die deutsche Ressource ein, die in jeder Beziehung einen weit erfreulicheren Eindruck machte als der deutsche Club zu Madrid. Deutsche und

Schweizer haben sich nämlich hier zusammengethan, um freundschaftliche Beziehungen mit einander anzuknüpfen und ihrem Nationalgefühl einen gemeinsamen Ausdruck zu geben, was mich angenehm überraschte, da ich bei den Schweizern in Mailand eine unverholne Antipathie gegen die Deutschen angetroffen hatte, trotz dem, daß sie unsere Sprache sprechen und uns den größten Theil ihrer Bildung verdanken. Ich verbrachte daher dort ein paar sehr gemüthliche Abende und erhielt für das, was ich selbst in Spanien erlebt hatte, durch zahlreiche analoge Erzählungen vielfache Bestätigung. Im Uebrigen machte Barcelona bei diesem zweiten Besuch, wo ich es nach allen Seiten hin kennen lernte, einen imposanten Eindruck: namentlich der Quai und der Hafen suchen ihres Gleichen. Von den Cathedralen hatte ich freilich die schönsten schon gesehen und besuchte diese nur noch, um meine Kenntnisse in diesem Punct zu vervollständigen.

Inzwischen wollte ich doch Spanien nicht verlassen, ohne den Montserrat, den merkwürdigsten Berg des Landes, zu besuchen, was man nach den neuerdings getroffenen Einrichtungen mit geringem Zeitaufwand thun kann. Ich fuhr daher nach den speziellen Anweisungen, die mir der deutsche Consul Vollmer freundlichst ertheilte, zunächst einige Stationen auf der Eisenbahn, die nach Tarragona führt und benutzte von dort einen Wagen, um noch an demselben Tage nach Colbató zu kommen, das am Fuß des Berges liegt. Hier verbrachte ich bei Sr. Pedro in einem Wirthshause, das für einen so unbedeutenden Ort

ausgezeichnet genannt werden konnte, die Nacht in der Hoffnung, daß sich der Himmel, der während meiner Fahrt von Barcelona bis Colbató stark bewölkt worden war, aufhellen würde, aber diese ging leider nicht in Erfüllung. Am nächsten Morgen war der Berg tief in Nebel gehüllt und die Ferne mit Wolken bedeckt, so daß ich zweifelhaft wurde, ob ich nicht die ganze Parthie aufgeben sollte. Inzwischen rieth man mir, wenigstens den Weg bis zum Kloster zu machen, das etwa noch eine Stunde von der Spitze des Berges entfernt ist, und dann über mein Bleiben oder Gehen einen Entschluß zu fassen. Ich bestieg daher einen Esel, den mir eine junge Frau vorführte, die ihn auch zu treiben beabsichtigte, aber das Unternehmen fiel nicht besonders aus. Das Wetter war schlecht, der Boden feucht und steinig, der Weg an manchen Stellen kaum zu passiren. Der Esel war überdies träge und es machte auf ihn nicht den geringsten Eindruck, daß ihm meine Begleiterin unaufhörlich mit schwacher Stimme ihr Vamos! zurief, während sie mit eben so schwacher Hand mit meinem Spazierstock auf ihn losschlug: das Thier war offenbar eine ganz andre Behandlung gewohnt. Einige Male sank er in die Kniee, so daß ich absprang und einen Theil des Weges zu Fuß machte. So gelangten wir denn nach Verlauf von vier Stunden nach dem Kloster, während ich durch die zerrissnen Nebelschichten eine Ahnung von dem wildromantischen Character dieser Seite des Berges erhielt. Aber weiter wollte ich mein Glück nicht versuchen und benutzte den Omnibus,

der von dort aus auf der besten Chaussee von allen, die es in Spanien giebt, nach der Eisenbahn von Saragossa herabführt, um noch an demselben Abend wieder in Barcelona zu sein. Inzwischen aber änderte sich die Scene. Der Himmel hellte sich in dem Maaß auf, wie ich mich der Ebne wieder näherte und war ganz sternklar, als ich in Barcelona ankam. So hatte ich wenigstens noch den Vortheil, die liebliche Gegend, die auf dieser Seite des Berges liegt, bei günstiger Beleuchtung kennen zu lernen.

Am nächsten Morgen verließ ich Barcelona und fuhr auf der Eisenbahn bis Gerona. Hier war ein stark besuchter Jahrmarkt, auf dem sich die Catalanier, die mir überhaupt die wohlgebildetesten unter den Spaniern zu sein scheinen, in ihren rothen Mützen vortrefflich ausnahmen. Dann aber bestieg ich eine Diligence und überschritt gegen Sonnenuntergang die spanische Grenze, wie man denken kann, mit sehr gemischten Gefühlen. So viel Merkwürdiges und Schönes ich auch in diesem Lande gesehen hatte, so mußte ich doch meinem Nachbar in der Diligence, einem weit gereisten Manne, Recht geben, der bei dieser Gelegenheit zu mir sagte: „Spanien wäre ein herrliches Land, wenn es nur keine Spanier darin gäbe.“

Mit diesem Abschiedsgruße glaubte ich scheiden zu können, ohne wieder an meinen Aufenthalt jenseits der Pyrenäen erinnert zu werden, aber ich hatte mich getäuscht. Als ich am nächsten Morgen in Perpignan den geringen Rest von spanischem Golde, der sich noch in meinem Portemonnaie befand, gegen französische Münze umwech-

seln wollte, erklärte mir der Banquier, an den ich mich deshalb wandte, daß er überhaupt kein spanisches Gold annähme, da die Masse des falschen Geldes, das dort coursirte, so groß wäre, daß für ihn, da er nicht Zeit hätte, jedes einzelne Stück zu prüfen, jeder Verkehr in dieser Hinsicht abgeschnitten würde. Er verwies mich dagegen an einen Kleinhändler in einer Nebenstraße, einen Juden, der mir vielleicht einen unbedeutenden Posten wechseln würde: größere Summen würde auch er nicht annehmen. Ich folgte seinem Rath und als jener die drei Goldstücke, die ich ihm präsentirte, genau untersuchte, fand sich, daß eins davon unecht war. Ich hatte es in der Fonda del Oriente, einem der ersten Gasthöfe von Barcelona, erhalten, als ich beim Abschied meine Rechnung bezahlte, und habe es als ein sprechendes Andenken an die sozialen Zustände Spaniens aufbewahrt.



